

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel unter
Mitwirkung von Paul Fechter
und Eugen Diesel*

November 1938

Aus dem Inhalt: Pagel: Haltet die Flugzeuge start-
bereit! / Petrie: Neville Chamberlain / Zeise: Prinz Egalité
Bäuerle: Arbeit nach Gottes Gebot / Friedensburg: St. Joa-
chimsthal / Goethe und die böhmischen Bäder / Fechter: Die
Handwerkslehren der Künstler / Henseling: Der Ursprung
der Astrologie / Kramp: Die Fischer von Lissau. Roman.

Deutsche Rundschau

Gegründet im Jahre 1874. Herausgegeben von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter und Eugen Diesel. Preis 1.- RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12.- RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Vierteljährlich 3.- RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin W 35, Kurfürstenstraße 42 I. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Postcheckkonto Leipzig 295.

65. Jahrgang

November 1938

INHALTSVERZEICHNIS

Karl Pagel: Haltet die Flugzeuge startbereit!	81
Sir Charles Petrie: Neville Chamberlain	86
Franz Zelse: Prinz Egalité	91
Theodor Bäuerle: Arbeit nach Gottes Gebot	97
Ferdinand Friedensburg: St. Joachimsthal	106
Die Karte des Monats	111
Goethe und die böhmischen Bäder	112
Paul Fechter: Die Handwerkslehren der Künstler	116
Robert Henseling: Der Ursprung der Astrologie	120
Die ewige Wirklichkeit. Aus dem Alltag der Antike V.	128
Rundschau	132
Willy Kramp: Die Fischer von Vissau. Roman. II.	137
Literarische Rundschau	
Rudolf Pechel: Erzähltes	

Haltet die Flugzeuge startbereit!

Als um die Jahrhundertwende die Welt anfang, von dem Luftschiff des Grafen Zeppelin zu sprechen, gab der Reichskanzler Eilhard von Döhlitz seinen skeptischen Gefühlen dieser technischen Neuerung gegenüber in einem Stoßseufzer Ausdruck, den er zu Papier brachte. Das könnte ja gut werden, schrieb er etwa, da könne ja am Ende der Kaiser heute in Straßburg und morgen in Königsberg eine Rede halten — eine dieser „zündenden“ Reden, die ihm soviel Mühe machten, meinte er damit. Döhlitz war ein müder, alter Mann, seine Phantasie reichte nicht entfernt aus, die Umwälzungen, die die Entwicklung der Luftfahrzeuge bringen würde, auch auf dem Gebiet des Politischen, einigermaßen richtig abzuschätzen.

Noch war es ja nicht so weit, und es hat noch lange gedauert, bis das Vorhandensein dieses neuen Verkehrsmittels, sei es nun Luftschiff oder Flugzeug, nicht bloß praktische Realität gewann, sondern auch in das allgemeine Bewußtsein eindrang, und es wäre nicht uninteressant, die Frage beantwortet zu sehen, welcher Minister oder Staatsmann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, als erster unter seinen Kollegen sich einer Luftdrohke anvertraut zu haben.

*

Das Luftfahrzeug als Mittel, als Hilfsmittel der Großen Politik jedenfalls ist uns erst in diesen Wochen begegnet, allerdings in einer überaus eindringlichen Weise — als gälte es, Versäumtes nachzuholen. Und in der Tat, haben wir uns nicht alle gefragt: warum ist nicht ein Chamberlain in den letzten Juli-Tagen des Jahres 1914 in ein Flugzeug gestiegen? — aufgestiegen in irgendeiner der Hauptstädte Europas? — aufgestiegen aus dem Altstaub der Kanzleien und aus den Niederungen der menschlichen Unzulänglichkeit in die reine Luft der Höhe?

Was wäre geschehen, wenn Wilhelm II. noch am 31. Juli 1914 dem Zaren anstelle seines Telegramms, in dem er ihn beschwor, den Frieden zu erhalten, die Aufforderung geschickt hätte, ihn auf halbem Wege am 1. August vormittags in Wilna zu treffen? Was wäre geschehen, wenn am 27. Juli der englische Premier oder sein Außenminister Grey nach Berlin geflogen wäre, um zu sagen: Der Einmarsch Österreichs in Serbien, der mich selbst nicht interessiert, wird Rußland die Möglichkeit zum Kriege gegen die Donau-Monarchie geben; ihr Deutschen werdet Österreich-Ungarn helfen müssen, ob ihr wollt oder nicht, und die Folge wird sein, daß Frankreich gegen euch antritt zur Revanche. Da England eine französische Niederlage verhüten muß, bedeutet das alles unausweichlich auch den Krieg zwischen Engländern und Deutschen. Wer will glauben, daß nach einer solchen Erklärung der Krieg noch ausgebrochen wäre?

Was wäre geschehen, wenn der Reichskanzler Bethmann Hollweg am 23. Juli nach Bekanntwerden des ihm vor der Übergabe nicht zur Kenntnis gebrachten österreichisch-ungarischen Ultimatums an Belgrad nach Wien geflogen wäre, um

dem Grafen Berchtold klarzumachen, daß er ihm nicht folgen werde, ohne den Weg genau zu kennen, der beschritten werden sollte?

Unter dem Eindruck des Abkommens von München — diesen 29. September 1938 und die vorausgehenden Tage werden wir so bald nicht vergessen — liegt es nahe, solche rhetorischen Fragen zu stellen — auch wenn man weiß oder zu wissen glaubt, daß die *G e s c h i c h t e* keine Wiederholungen kennt (während die *M e n s c h e n* in ihrer Gedankenarmut nur zu sehr geneigt sind, sich zu wiederholen und ein einmal angewandtes Rezept auch ein zweitesmal anzuwenden).

Wenn wir trotzdem den Versuch machen, „1914“ und „1938“ nebeneinander zu halten, so weniger um äußerliche Ähnlichkeiten festzustellen, als um in den Ablauf des Geschehens einzudringen; und wir zitieren dabei, zu unserer Stärkung, Jacob Burckhardt, der gesagt hat: „Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden.“



Was geschah „1914“? Das europäische „Gleichgewicht“, eine sehr labile Angelegenheit, war hergestellt durch: Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien hier und England — Frankreich und Frankreich — Rußland dort; der Krisenherd war, nach zwei Balkankriegen, der Balkan, der infolge des Zurückweichens der türkischen Macht zu selbständigem, aber noch unausgeglichem Leben gekommen war. Der Balkan stand zwischen der Donau-Monarchie und Rußland, das sich zum Vormund eines rein machtpolitisch gesehenen Panflavismus machte und Serbien gegen Österreich vortrieb. Zwischen Deutschland und Frankreich stand dessen Revanchegedanke, zwischen Deutschland und England die Flotte. Italien, das sich in Anlehnung an seine Verbündeten zur Großmacht entwickelte, hatte den Grund seiner Anlehnung an die Mittelmächte, die Festsetzung Frankreichs in Tunis, fast schon vergessen und hatte kaum noch Meinungsverschiedenheiten mit Frankreich und England, ja auch mit Rußland fing es an sich gutzustellen, im gemeinsamen Gegensatz zu dem Dreibundgenossen Österreich-Ungarn.

So war die Lage, als am 28. Juni in Sarajevo Franz Ferdinand unter Mörderhand fiel; er, der slavophile Habsburger unter den Kugeln südslavischer Fanatiker, die nicht in Habsburg, sondern in dem Haus Karageorg den Einiger des Südslaventums sehen wollten. Die Donaumonarchie brauchte vier Wochen, um an das Königreich Serbien ein Ultimatum zu stellen, dem dann alsbald die Kriegserklärung folgte, da Wien die von Belgrad erteilte Antwort nicht als ausreichend ansah und zu der Überzeugung gekommen war: schnelles Handeln ist notwendig, die Russen wollen den Krieg; je länger er hinausgeschoben wird, umso stärker werden sie — und jetzt sind die Deutschen an unserer Seite (die bis zuletzt an die Möglichkeit einer Lokalisierung eines serbisch — österreichischen Krieges glaubten). Die russische Dampfwalze hatte sich jedoch längst in Bewegung gesetzt, und niemand wollte sie aufhalten, auch die Franzosen nicht, so sehr sie sich auch um Englands Hilfe sorgten: aber der innige Kontakt der Generalstäbe und der Armeen verbürgten sie. Rußland und auch Frankreich, dessen Präsident und Ministerpräsident vor den kritischen Tagen des Juli in Petersburg zu Gast waren,

bemühten sich, ihre Absichten zu verschleiern — und Berlin ließ sich täuschen, es glaubte den russischen Versicherungen und war optimistisch-unschlüssig. Wer vermag es heute zu fassen, daß auf den Rat seiner Minister der Kaiser vom 6. bis 27. Juli auf die alljährliche Nordlandreise gehen mußte (um keine Unruhe zu erzeugen)? Auch die Völker hatten in die Ferien gehen dürfen wie der Kaiser, sie wußten nicht, was die Kabinette spielten; die Kabinette, in denen viele wohlmeinende Herren saßen und einige Schurken, die ihren Krieg wollten, aber kein Mann, der Kraft und Weisheit genug besaß, die Schurken zu bändigen und die Wohlmeinenden zu stützen, indem er das Lügengewebe zerfetzte und die Wahrheit erkennen ließ. Dieser Mann, der 1938 Chamberlain hieß, hätte auch 1914 in England sitzen müssen: ein Wort zur rechten Zeit aus dem Munde von Grey oder Asquith — und Deutschland hätte gewußt, woran es war. Statt dessen glaubte sein Kanzler, das Afrika-Abkommen, von ihm als Auftakt einer deutsch-englischen Verständigung gesehen, sei fest genug, auch eine europäische Spannung zu überbrücken, und England werde nicht kämpfen. Wer sich heute durch die Fülle der Berichte und Telegramme hindurchzulesen versucht, die im Juli 1914 hindurchgeschickt worden sind, der faßt sich immer wieder an den Kopf ob der vielen Unverständlichkeiten, ob der Schwerfälligkeit des Apparates, ob der Verschwommenheit des diplomatischen Spieles, das doch um die Zukunft Europas ging.

Natürlich ist man klüger, wenn man vom Rathaus kommt — aber verständlich wird diese Welt von 1914 erst dann, wenn man annimmt, daß ein großer Teil der maßgebenden Männer den europäischen Krieg für ein Kinderspiel gehalten haben.

Kein Chamberlain stand auf, weder auf dieser noch auf jener Seite, der sich gegen den Ablauf des Schicksals zur Wehr gesetzt hätte, des Schicksals, das zu einem großen Teil nichts war als der selbsttätig werdende gedankenlose Apparat der europäischen Blockpolitik, womit wir nicht die Elemente echten Schicksals, echter Tragik aus dem Tatbestand „1914“ streichen wollen: sie sind da, aber der übergewichtige militärpolitische Apparat war es, der Europa in den Krieg riß.

Gleichgültig wie im Einzelnen Schuld und Unschuld verteilt sind: die Schurken und Heuchler hatten ihren Krieg — und die Völker mußten ihn bezahlen, alle Völker. Als einmal die Lawine rollte, konnte niemand mehr sie halten.

*

1938 wurde erfolgreich der Versuch gemacht, den Frieden vor der Schlacht zu schließen. Das Lehrgeld für diese bestandene Prüfung hatten die Völker vor vierundzwanzig Jahren gezahlt. Obwohl es verführerisch war, den Ablauf von 1914 sich wiederholen zu sehen, trotz vieler gar fataler Ähnlichkeiten und Parallelen (wenn man will auch wegen dieser Parallelen und Ähnlichkeiten), ergab sich diesmal die Welt nicht in das drohende Schicksal; es wurde um den Frieden gekämpft, wie damals um den Krieg gekämpft worden war.

Zwar hat es so ausgesehen, als sei der tschecho-slowakische Kunststaat an die Stelle Serbiens getreten und an die der Donaumonarchie das Großdeutsche Reich (während an seiner Seite wieder der 1914 ausgefallene Verbündete stand); und stand nicht auf der anderen Seite die alte Koalition des Dreiverbandes? Wer

nach Parallelen suchte, kam auf seine Kosten, aber er übersah, daß die Situation dieser Länder und Staaten eine veränderte war im negativen wie im positiven: wir brauchen das nicht auszumalen, erwähnen nur, daß das heutige Rußland, Sowjetrußland, durch die Niederlage weit in den Osten zurückgedrängt und auch heute noch in seinen Kräften nach innen gebunden ist; es hat auch keine lebenswichtigen Interessen in Mitteleuropa. Und auch von den Westmächten aus gesehen ist die Situation eine wesentlich veränderte: Frankreich ist im Besitz des Elsaß, und England hat ein ihm genehmes Flottenabkommen — und die deutschen Forderungen gegen die Tschechoslowakei waren vom Standpunkt der gemeineuropäischen Ideologie aus unabweisbar, wenn auch sonst unüberbrückbare ideologische Gegensätze zwischen beiden Lagern klawen. Trotzdem ist es zu Situationen gekommen, die entschlossenes Handeln für den Frieden nötig machten, wenn nicht doch das Modell von 1914 zum zweiten Male Anwendung finden sollte.

Handeln im Sinne des Friedens konnte auch jetzt nur England: es war nicht unmittelbar beteiligt, aber es mußte unvermeidlich hineingezogen werden, wenn es zu kriegerischen Maßnahmen kam. Im Bewußtsein der Größe der bevorstehenden Katastrophe wehrte es sich dagegen: Chamberlain, neunundsiebzighährig, bestieg, nachdem einige Stunden vorher der Äther es verkündet hatte, ein Flugzeug, zum ersten Male in seinem Leben, und bediente sich auch sonst, so altmodisch dies und jenes an dem grand old man erscheinen mochte, der modernen Technik, die es durch den Rundfunk vermag, die Völker teilnehmen zu lassen, sozusagen dabeisein zu lassen, in einem Maße, von dem wir vorher keine Vorstellungen haben konnten. Die Völker, die das Grauen des Krieges nicht vergessen haben, wurden dabei seine besten Bundesgenossen. So siegte der Friede, da alle ihn wollten, auf die es ankam. Iswolskis und Sasonows, die es auch gab, sahen, daß sie nicht zum Zuge kommen konnten, weil die Führenden wie die Völker auf der Hut waren.

1914 hatte das Abrollen von mehr oder weniger verschleierten Kriegsvorbereitungsmaßnahmen und Mobilmachungen, die keine Telegramme mehr aufhalten oder rückgängig machen konnten, den Krieg heraufgeführt. 1938 gingen die Kriegsvorbereitungen in allen Ländern unverhüllt vonstatten, ist mit offenen Karten gespielt worden; auch die Soldaten wußten von ihren Vätern oder aus eigener Erfahrung, was ein Krieg bedeuten werde, und in den durch Chamberlain herbeigeführten Gesprächen von Mann zu Mann, die deutlicher als stilisierte Depeschen Willen und Entschlossenheit des Partners erkennen ließen, wurden die Schlachten des Friedens gewonnen: Berchtesgaden, Godesberg und München. Mochten auch Spannungen ungelöst bleiben — auch nach Kriegen bleiben Spannungen. Aber die Welt kennt den Druck, der hinter ihnen steht oder der gegen sie steht. Die Kraftfelder sind klar abgesteckt, und alle können mit ihnen rechnen.

*

Der Krieg war vermieden; daß sogleich der ewige Friede proklamiert werden würde, konnte niemand erwarten. Jedoch hat die deutsch-englische Nie-wieder-Krieg-Erklärung nur dann Aussicht, eine Realität zu gewinnen, wenn es bald gelingt, der rasenden Aufrüstung in aller Welt ein Ziel zu setzen. Aber eine englisch-deutsche Übereinstimmung vermöchte viel.

Daß diese Erklärung unterschrieben werden konnte, zeigt den Fortschritt gegenüber der Vorkriegszeit und berechtigt gewiß zu Hoffnungen. Es sind schon einmal zwischen England und Deutschland Verhandlungen über eine Neutralitätsformel geführt worden, und zwar 1912: die Verhandlungen haben sich damals zerschlagen (und das gegenseitige Mißtrauen leitete sich aus dieser Erfahrung her). Jene Verhandlungen wurden natürlich geheim geführt. „Hätte das deutsche und das englische Volk“, so hatte sich dazu ein kluger Engländer, E. D. Morel, geäußert, „die Einzelheiten der Mission Haldanes erfahren, so hätte die öffentliche Meinung beider Länder eine angemessene Neutralitätsformel erzwungen.“

1938 brauchte diese Formel nicht vom Volke erzwungen zu werden: die verantwortlich Handelnden fanden sie selbst, und sie verdienten sich damit den Dank ihrer Völker. Wir haben es noch im Ohr, wie der englische Premier nach seiner Ankunft auf dem Londoner Flugplatz das von ihm und vom Führer und Reichskanzler gezeichnete Dokument aus der Tasche zog, um es mit vor Ergriffenheit schwankender Stimme der zu seiner Begrüßung herbeigeeilten Menge vorzulesen: was ihm der Jubel der Deutschen in München bewiesen hatte bekräftigte ihm jetzt die begeisterte Zustimmung seiner Landsleute: die Völker wollen den Frieden.

★

Dieser Friede aber darf kein bis an die Zähne bewaffneter Friede sein, wenn er Dauer haben soll: der bewaffnete Friede der Jahre des Mißtrauens nach der Jahrhundertwende hat die resignierte, ausweglose Stimmung geschaffen, die 1914 den Krieg als Schicksal hinnahm. 1938 ist der Krieg in letzter Minute überwunden worden, ein „Zufall“ hätte alle Bemühungen zunichte machen können. Der Friede verlangt sorgsame Pflege und Planung, wenn er gedeihen soll.

Skeptiker wie Grey, der in seinen Memoiren sagt, er erinnere sich nicht, jemals einen Schritt getan zu haben, der nicht unmittelbar geboten war oder der nicht einem dringlichen momentanen Problem gegolten habe, werden hierfür nicht ausreichen — wäre es anders, er hätte die Chance, 1914 den Krieg zu verhindern, nicht vorübergehen lassen. Grey ist deshalb auch ein Beispiel dafür, was Persönlichkeit in der Geschichte und in der Politik bedeutet, im negativen Sinne, wie sein Landsmann Neville Chamberlain im positiven. Mögen auch die sachlichen Probleme ihr kaum verrückbares Eigengewicht haben — wieviel ein Einzelner vermag, wir haben es mit unseren Augen gesehen.

Europa ist voll ungelöster Probleme, und die übrige Welt nicht minder, ist voller Gefahren für den Frieden. Ihn durchzusetzen verlangt viel guten Willen, Klugheit, Einsicht und ständige Bereitschaft, ihn zu verteidigen. Darum muß die Lösung sein: Haltet die Flugzeuge startbereit!

Fürst Chlodwig Hohenlohe würde gewiß, wenn er die Septembertage des Jahres 1938 hätte erleben können, dem Luftfahrzeug manches abgeben haben. Daß es auch Bomber und Jagdflieger gibt, könnte er der Technik nicht anrechnen; es liegt bei den Menschen, was sie mit den Mitteln anfangen, die die Technik liefert: sie ist weder gut noch böse. Darum: Haltet die Flugzeuge bereit, die Flugzeuge und die männlichen Herzen, die ihnen Richtung und Ziel geben!

Neville Chamberlain

„Lest keine Geschichte, sondern nur Biographien, denn diese sind Leben ohne Theorie“: so lautet die Weisung an die Jugend, die Disraeli einer der Hauptgestalten seines „Contarini Fleming“ in den Mund legt. Wie so viele Ratschläge, die der Jugend erteilt werden, muß auch dieser mit manchen Vorbehalten aufgenommen werden — Einrichtungen und Ideen sind zum mindesten ebenso wichtig wie die Menschen. Wollte man bloß diese ohne Kenntnis jener studieren, so würde man ein falsches Geschichtsbild erhalten.

Zum Glück besteht in dieser Hinsicht, soweit es sich um Großbritannien handelt, wenig Gefahr, selbst wenn Disraelis Weisung wörtlich befolgt würde. In anderen Ländern haben sich von Zeit zu Zeit große Männer erhoben, die den Staat nach ihren eigenen Wünschen zu formen versuchten. Diesenigen nun, die nur die äußere Laufbahn dieser Großen eines Volkes studieren würden, kämen in einige Verlegenheit, Erklärungen für viele Ereignisse in den Annalen dieser Länder zu finden, deren Geschehnisse von diesen Männern gelenkt wurden. In England ist dies nicht annähernd in demselben Maße der Fall gewesen, denn unsere großen Männer haben in den Formen der bestehenden Regierungsordnung gewirkt und nur selten versucht, die Gesellschaft umzugestalten. Wo sie es doch getan haben, hat ihr Werk sie kaum jemals überlebt. So hebt sich das Leben britischer Staatsmänner im allgemeinen nicht von einem Hintergrunde revolutionärer Umwälzungen ab; man kann an der Laufbahn des Einzelnen zugleich die Geschichte des Systems studieren, in dem er wirkte.

Vielleicht hat das seinen Grund darin, daß in der britischen Politik die Tradition der Familien stets sehr mächtig gewesen ist. Die Cecils, Pitts, Churchills und Russels sind nur die hervorstechendsten Beispiele für eine allgemeine Tendenz, die sich jahrhundertlang wirksam gezeigt hat; es gibt unzählige Familien, die einen wichtigen, wenn nicht überragenden Anteil an den Ereignissen ihrer Zeit gehabt haben. In anderen Ländern treffen wir diese Erscheinung nicht in so ausgeprägtem Maße an, und dies mag auch zur Erklärung dafür dienen, daß es die Staatsmänner fremder Länder gewöhnlich viel eiliger haben als die unsrigen. Wenn eines Mannes Vater ein Amt innegehabt hat und sein Sohn aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe tun wird, fühlt er sich weniger versucht, noch zu seinen Lebzeiten eine Reformation der Gesellschaft anzustreben. Es besteht für niemanden ein besonderer Anlaß, die bestehenden Einrichtungen zu zerstören, mit denen seine Vorfahren so eng verbunden gewesen sind; das Bestreben geht vielmehr dahin, sie den veränderten Verhältnissen anzupassen. Diese Familientradition ist in Westminster immer lebendig gewesen, und es ist interessant zu sehen, daß sie sich auch in der sozialistischen Partei bemerkbar macht.

Diese Parlamentarier-Familien haben sich gewöhnlich für ein Ideal eingesetzt oder sie waren die Repräsentanten einer besonderen Anschauung: die Engländer

haben keine Neigung für abstrakte Ideen, und so haben diese bei uns die Tendenz, sich in Personen zu verkörpern. Die Russells und Greys haben stets für etwas gekämpft, was sie als die Ursache geregelten Fortschritts betrachteten; wie sehr man auch die Politik, die sie von Zeit zu Zeit verfolgt haben, kritisieren mag, so muß man doch die Beweggründe achten, von denen sie sich leiten ließen. Den Pitts verdanken wir den Begriff eines freien Empire und des Gleichgewichts der Verfassung, dem jüngeren Pitt aber — „dem Lössen, der dem Sturm widerstand“, wie Canning es so glücklich ausgedrückt hat — im besonderen die Tatsache, daß England nicht zu einer französischen Provinz wurde. Die Cecils haben sowohl in den Tagen der Elisabeth als auch zu unseren Zeiten einen mäßigen Einfluss ausgeübt, während sie heute eine Atmosphäre vornehmer Geistigkeit in alle Dinge bringen, denen sie ihre Unterstützung leihen. Zu diesen und noch vielen anderen hervorragenden Familien, die soviel dazu beigetragen haben, unserer nationalen Geschichte ihren ganz besonderen Charakter aufzuprägen, gehören auch die Chamberlains.

Sie sind immer durch und durch englisch gewesen: Mr. Garvin konnte nicht einen Tropfen fremden Blutes in ihren Adern nachweisen. Sie kamen ursprünglich wie die St. Johns und die Cannings aus Wiltshire, aber sie waren bereits seit mehreren Generationen in London ansässig, ehe Mr. Joseph Chamberlain noch als junger Mann Birmingham zu seinem Wohnsitz wählte. Die Familie stammt aus dem Kern des puritanischen Mittelstandes, aus dem ihre Mitglieder auch ihre Frauen wählten. Die Chamberlains schämten sich ihres Ursprungs nicht, und sie hatten auch keine Ursache dazu: „Ich rühme mich einer Abstammung“, erklärte Joseph Chamberlain einmal von der Rednertribüne, „auf die ich so stolz bin, wie irgendein Baron auf seinen Titel, den er dem Lächeln eines Königs oder der Gunst einer königlichen Mätresse verdankt.“ Einer seiner Vorfahren erlitt unter der Königin Mary den Feuertod; von Generation zu Generation erhielt sich bei den Chamberlains die Verehrung bürgerlicher und religiöser Freiheit, doch war sie stets mit einem leidenschaftlichen Patriotismus verbunden. Während vieler Jahre waren sie typisch für viele tausend andere Familien im ganzen Königreich; in dieser Verbundenheit der Ahnen mit einem der Hauptströme englischen Denkens liegt ein gut Teil der Stärke, die dem großen Kolonialminister und seinen beiden Söhnen angeboren ist.

*

Neville Chamberlains Laufbahn weist mehr Ähnlichkeit mit der seines Vaters auf als mit der des Bruders, denn auch er war nicht für die Politik, sondern für das Geschäftsleben und den städtischen Verwaltungsdienst erzogen worden. Viel Unsinn ist geschrieben worden, sogar von seinen Anhängern und Bewunderern, über seine mangelnde Kenntnis der nationalen Politik, bevor er im Jahre 1918 in das Unterhaus einzog. Ein Mann, dessen Vater und älterer Bruder jahrelang die höchsten Staatsämter bekleidet haben, bringt aus seiner häuslichen Atmosphäre unweigerlich — wenn auch vielleicht unbewußt — die Kenntnis und den weiten Blick eines Staatsmannes mit, zugleich auch eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen ein solcher zu kämpfen hat. Neville Chamberlain ist der letzte, der behaupten würde, daß er in jenen frühen Jahren eine Rolle hinter den Kulissen

gespielt habe, andere aber schätzten seine Meinung und sein Urtheil schon damals hoch ein, als er außerhalb Birmingham noch völlig unbekannt war. In den zum Theil noch unveröffentlichten Aufzeichnungen von Männern, die dem Hause Chamberlain nahestanden, wie z. B. dem verstorbenen Professor Hewins, finden sich immer wieder Hinweise auf ihn: er war häufig zugegen bei den Gesprächen seines Vaters und seines Bruders mit den verschiedenen führenden Konservativen und Unionisten. Kurz, die politische Schulung des gegenwärtigen Ministerpräsidenten ist ebenso vollkommen gewesen wie die der übrigen Chamberlains, nur trug sie einen etwas anderen Charakter.

Vor allem war es ihm allein vorbehalten, im britischen Übersee-Reich zu leben, so begeisterte Imperialisten auch alle Mitglieder seiner Familie gewesen sind. Sieben Jahre seines eindrucksfähigsten Alters brachte er in Westindien zu, und so weiß er aus Instinkt und Erfahrung, was andere sich nur mühselig aus Zeitungen und Büchern, einem zufälligen flüchtigen Besuch oder aus persönlichen Mittheilungen zusammenreimen, nämlich: wie der Brit in den Dominien und den Kolonien die Probleme des Weltreiches ansieht. Er hat unter Menschen gelebt, denen der Rhein, die Donau und das Mittelmeer nur geographische Begriffe sind, und denen die Politik des Präsidenten der Vereinigten Staaten wichtiger ist als die des deutschen oder des italienischen Staatsoberhauptes. Die Bahamas-Inseln mögen einen sehr unbedeutenden Theil der britischen Besitzungen darstellen, aber alle Briten in Übersee nehmen europäischen Fragen gegenüber fast den gleichen Standpunkt ein, und Neville Chamberlain kennt ihn ganz genau. Als er Ministerpräsident wurde, machte er bald durch die Frische und Entschiedenheit seiner außenpolitischen Ansichten auf das Land großen Eindruck; wenn diese Beherrschung der auswärtigen Politik auch in hohem Maße auf den Einfluß seines Vaters zurückzuführen ist, so verdankt er sie zum andern Theile doch zweifellos auch seinen Erfahrungen inmitten der Korallenriffe der Bahamas. Er trägt das Empire in Fleisch und Blut, aus seinem Ahnen-erbe und aus dem Erlebnis der Umwelt.

Ferner erhielt er, wie sein Vater, in Birmingham eine sehr durchgreifende Ausbildung in allen Angelegenheiten der städtischen Verwaltung. Das Empire ist für ihn nicht England allein, auch ist England nicht (wie allzu viele glauben) im Osten vom Tower, im Westen von Earl's Court Road und im Norden von Regent's Park begrenzt. Man erzählt sich, daß ein englischer Geistlicher einst auf dem Kontinent einen Vortrag hielt und diesen mit den Worten einleitete „Wenn ich Religion sage, meine ich das Christentum; wenn ich Christentum sage, meine ich den Protestantismus; und wenn ich Protestantismus sage, meine ich die Kirche von England, wie sie durch das Gesetz geschaffen worden ist.“ Wenn Engländer vom Empire reden, so meinen sie nur zu oft England; und wenn sie von England reden, dann meinen sie oft London; und wenn sie von London reden, dann meinen sie die City und den Westen. Es wäre kaum möglich, sich einen schlimmeren Fehler für einen Politiker vorzustellen. Die beiden großen Bewegungen der letzten hundert Jahre, Freihandel und Schutz Zoll, gingen von Manchester und Birmingham aus. Die Meinung Londons ist kein Maßstab für die Stimmung des ganzen Landes. Das Geschwätz in den Klubs und die wilden Reden in den Straßenversammlungen

finden in der großen Masse des nüchternen englischen Volkes, in den Fabriken oder auf dem Lande, kein Echo.

Joseph Chamberlain verfiel niemals in den Fehler, die Hauptstadt so wichtig zu nehmen, wie sie das selbst wünschte, und auch bei seinem jüngeren Sohn ist das nicht zu erwarten. Neville Chamberlains Patriotismus wurde in Birmingham geboren und hat sich jenseits des Ozeans entfaltet. Wie Kipling es so schön ausgedrückt hat:

God gives all men all earth to love,
But since man's heart is small,
Ordains for each one spot shall prove
Beloved over all.

Für den Ministerpräsidenten war dieser Ort Birmingham. Wer nicht in dem kraftvollen Gemeinwesen einer großen Provinzstadt aufgewachsen ist, vermag sich keine Vorstellung zu machen von dem selbstbewußten Stolz, der auf solchem Boden gedeiht. Viele Londoner dürften kaum imstande sein, den Namen des Stadtteils anzugeben, in dem sie leben, und noch weniger kennen den Namen ihres Bezirks. In der Provinz gibt es jedes Jahr heftig umstrittene Wahlen, aber obgleich die Parteien einander erbittert bekämpfen, so sind sie sich doch einig in dem Bestreben, den ehrenvollen Ruf ihrer Vaterstadt hochzuhalten. Liverpool, Manchester und Birmingham bedeuten für ihre Einwohner weit mehr als die Hauptstadt für die meisten Londoner. Die Politik in diesen Städten stellt einen Mikrokosmos der Politik von Westminster dar, und wenn die Fragen, um die es dabei geht, nicht so bedeutend sind wie dort, so erregen sie doch keinen geringeren Streit der Meinungen. In dieser Schule machte Neville Chamberlain, wie vor ihm sein Vater, seine politische Lehrzeit durch und lernte Menschen zu behandeln.

Obgleich er, verglichen mit den anderen Mitgliedern seiner Familie, der breiteren Öffentlichkeit lange Zeit unbekannt blieb, waren seine Erfahrungen im Regierungskdienst und in den großen Tagesfragen der Politik doch sehr umfassend. Als leitender Direktor des Nationalen Dienstes in den Jahren 1916 und 1917 lernte er manches von Lloyd Georges Verwaltungsmethoden kennen, und als Generalpostmeister unter Bonar Law wurde er mit der Arbeitsweise eines von wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleiteten Ministeriums vertraut. All dies bildete eine ausgezeichnete Vorbildung für die Posten des Gesundheitsministers und des Schatzkanzlers; in diesen beiden Stellungen erregte Neville Chamberlain zum ersten Male die Aufmerksamkeit des Mannes auf der Straße. In diesem Zusammenhang fällt die erstaunliche Parallele zur Laufbahn seines Vaters und seines Bruders auf. So wie Joseph Chamberlain das Kolonialamt übernahm, das damals als das Aschenbrödel unter den Regierungsämtern galt, und es ungeahnt zur höchsten Bedeutung erhob, so erfasste der jüngere Sohn mit dem visionären Blick seiner Familie die Möglichkeiten, die das Gesundheitsministerium bot. Als Baldwin zum zweiten Male die Regierung übernahm, trat Neville Chamberlain seinen Anspruch auf die Schatzkanzlerschaft zugunsten Winston Churchills ab. Wie Sir Austen es mehr als einmal getan hat, verzichtete auch Neville Chamberlain darauf, seine Rechte durchzusetzen, wenn er einsah, daß das Wohl des Landes einen anderen auf dem betreffenden Posten forderte.

Seine Tätigkeit als Schatzkanzler seit 1931 ist noch frisch im Gedächtnis, aber es ist zweifelhaft, ob die Schwere der Aufgabe, der er gegenüberstand, in ihrer vollen Größe gewürdigt worden ist. Es erforderte in der Tat den ganzen Mut der Chamberlains, an die Lösung dieser Aufgabe heranzugehen. Niemals in der Geschichte, seitdem der jüngere Pitt berufen wurde, die Finanzen des Staates nach den Niederlagen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg wieder in Ordnung zu bringen, war einem Finanzminister eine solche Last auf die Schultern gelegt worden. Die Wirtschaftskrise hatte im Bunde mit der Politik einer sozialistischen Regierung das Land an den Abgrund des Bankrotts gebracht. Es blieb Neville Chamberlain überlassen, die Lage zu retten, und zwar zu einer Zeit, in der sich der internationale Horizont täglich mehr und mehr verdüsterte. Die Höhe des britischen Kredites zur Zeit, als er das Schatzamt verließ und zum Ministerpräsidenten aufstieg, und die Leichtigkeit, mit der die riesenhaften Kosten der Aufrüstung getragen werden, geben die Maßstäbe für seinen Erfolg. Seine Kritiker haben ihm vorgeworfen, daß seine Methoden zu orthodox gewesen seien. Wenn dies der Fall war, so lag es nicht an mangelnden Einfällen für Quacksalbermittel, an denen eine reiche Auswahl vorlag; wenn aber eine Welt in ihren Grundfesten erschüttert ist, wird Vorsicht nicht nur zur Tugend, sondern zur Notwendigkeit. Im Schatzamt selbst galt, wie hinzugefügt werden mag, Neville Chamberlain immer als der Meister, und einige der älteren Beamten haben erklärt, daß es einen solchen Schatzkanzler seit den Tagen des „Schwarzen Michael“ nicht gegeben habe.

Als Neville Chamberlain nach der Krönung Georgs VI. Ministerpräsident wurde, durfte er die Überzeugung haben, daß er sein Amt kraft eigener Verdienste und ohne Intrigen erreicht habe. Kein Ministerpräsident hat jemals einen aufrichtigeren Kollegen gehabt als Baldwin in der Person seines Schatzkanzlers. Man braucht die Tatsache nicht zu verschweigen, daß in den ersten Monaten des Jahres 1937 viele Leute ernstlich durch die Aussicht beunruhigt wurden, zugleich mit einem neuen König auch einen neuen Ministerpräsidenten zu erhalten, da beide der Nation wie dem Reich keineswegs so gut bekannt waren wie ihre Vorgänger. Diese Befürchtungen haben sich als falsch erwiesen. Die begeisterte Begrüßung, die der König und die Königin überall erfahren haben, war zunächst wohl ein Ausdruck der Sympathie dafür, daß sie unter ungewöhnlich schwierigen Umständen auf den Thron berufen wurden, heute aber bedeutet es zugleich Ergebenheit und Achtung vor der Art, in der sie ihre Pflichten erfüllen. Und Neville Chamberlain erhielt bei den Nachwahlen ein Vertrauensvotum wie niemals ein anderer Ministerpräsident.

Dies also ist die Tradition der Chamberlains — Mut und Optimismus, Voraussicht und Kraft sind ihre Merkmale. Die Verhältnisse haben sich geändert, seit Joseph Chamberlain vor mehr als sechzig Jahren ins Unterhaus einzog, aber seitdem hat dort ohne Unterbrechung ein Chamberlain gesessen, der die Charaktereigenschaften der Familie in guten wie in bösen Tagen bewahrt hat.

Aus dem Einleitungskapitel der soeben erscheinenden deutschen Ausgabe: Die Chamberlains. Joseph, Austen und Neville Chamberlain. Von Sir Charles Petrie. Mit einem ausführlichen Nachwort von Dr. Karl Siler. (Philipp Reclam jun. Verlag, Leipzig.)

Prinz Egalité

Zu dem an wunderlichen Mißstimmigkeiten reichen Leben jenes Herzogs von Orléans, der als Prinz Egalité in eine triste Unsterblichkeit eingehen sollte, paßt es, daß schon sein Eintritt in dieses Dasein mit einem Skandal begann. Als nämlich dem Chef der Dynastie, Ludwig Orléans, der sich im Kloster St. Genèveva einer sonderbaren Frömmigkeit hingab, die Geburt eines Enkels gemeldet wurde, schüttelte er zunächst zweiflerisch den Kopf. Dann erging er sich in bitteren Äußerungen, die zwischen dem phlegmatischen Temperament seines Sohns, des schon mit fünfzehn Jahren corpulenten Herzogs von Chartres, und der heißblütigen Gemütsart von dessen Gattin, Luise-Henriette von Bourbon-Conti, verdächtige Zusammenhänge herstellten. Er weigerte sich rund heraus gesagt, den neugeborenen Enkel als rechtmäßig anzuerkennen. Der König sandte seine Glückwünsche. Zu den Kavalieren, die sie überbrachten, meinte Ludwig der Fromme, wie man ihn nannte: „Genug, meine Herren! Ich weiß nicht, ob Ihre Komplimente ernsthaft oder scherzhaft aufzufassen sind; aber für die Liebenswürdigkeit der Gratulation danke ich Ihnen!“

So heftete sich schon an die ersten Tage des Neugeborenen, der vorläufig den Titel eines Herzogs von Montpensier führte, üble Nachrede. Sie verließ ihn, ganz gleich in welcher Gestalt, sein gesamtes Leben nicht. Zwar machte sie ihn auf die Dauer unempfindlich gegen Verleumdungen. Sie machte ihn aber auch zu dem bizarresten Gewächs, das in der Treibhausluft der Familie Orléans entstanden war. Angefangen bei Philipp von Frankreich, dem jüngeren Sohn Ludwigs XIII., den Hofklatsch als einen Sprößling des Kardinals Mazarin und der Königin ausgab, bis zum späteren Philipp Egalité bestürzt der Zug von Überzüchtung. Man erblickt unter diesen Herren mit den allzu großen Augen und dem kleinen sinnlichen Mund keine eigentliche Herrschernatur. Sie wirken entweder überschön oder grotesk. Zu sehr hat bourbonisches, stuartisches und habsburgisches Blut das Wesen dieser Dynastie verfeinert, als daß es vom Blut zweier deutschen Prinzessinnen — Lieselotte von der Pfalz und Auguste-Marie von Baden — noch entscheidend hätte aufgefrischt werden können.

Was die erste Erzieherin des jungen Herzogs, eine Marquise Rochambeau, die uns als eine rundliche Dame geschildert wird, öfter in Bestürzung versetzte, war die ungesunde Neugier des Kleinen. Ein frühreifer, ja zerstörerischer Zug lag darin. Er zerbrach, wie es Kinder zu tun pflegen, Spielpferde, er zerriß Puppen oder ausgestopfte Papageien, aber in der Art, wie er die Dinge immer mehr zerlegte, wie er nicht müde wurde, die Feden und Stücke mit runden, blauen Augen zu betrachten, wobei ihn die innere Häßlichkeit dieser äußerlich so verlockenden Sachen zu enttäuschen, ja einzuschüchtern schien, darin lag eine verdächtige Besonderheit. Aber alles an dem Kinde war ja außergewöhnlich, die Tradition, die Titel und Würden, so wenn es mit knapp fünf Jahren Chef eines Infanterieregiments wurde und aus diesem Anlaß das Laufkleidchen ablegen und einen goldgestickten

Atlasfrack, Kniehosen, weiße Seidenstrümpfe, Lackschuhe mit hohen roten Absätzen und Silberschnallen anlegen mußte. Es wurde am gleichen Tage, als dies geschah, Herzog von Chartres. Sein Großvater, Ludwig der Fromme, war gestorben. Er hatte im Testament seinen Leichnam den Chirurgen an der Sorbonne vermacht. Das Haus Orléans war um einen Standal reicher.

Der Erzieher, ein Herr von Pons-Saint Maurice, war das Vorbild eines Kokotokavaliers, ein glänzender Reiter und bestechender Causeur, ein Mann, der sich außerdem in der Ahnenkunde und Heraldik unübertrefflich auskannte und der trotzdem ein falsches Wappen führte, nämlich das eines Grafen, während ihm nur das eines Ritters zukam, eine kleine Schwäche, über die sich einmal der Chef der Familie duldsam lustig machte. Aber der spätere Prinz Egalité empfand diese mehr beiläufige Bemerkung seines Vaters als Enttäuschung und Kränkung. Er verehrte Pons-Saint Maurice, diesen so taktvollen und aufmerksamen Herrn, der als „gouverneur de l'éducation“ den eigentlichen Unterricht einem Akademieprofessor und einem Abbé überließ und der durch den blasierten Ton, in dem er mit diesen „Schulfüchsen“ zu verkehren pflegte, es dem Kleinen zu verstehen gab, daß er Reiten, Tanzen und Kavalierssitten für wichtiger halte. Dennoch zeigte der junge Herzog von Chartres einen gewissen Eifer in jenen Wissenschaften, die man damals als vulgär ansah, nämlich in Physik und Chemie. Besonders gern experimentierte er. Dies lag in seiner neugierigen Natur begründet. Schon in seinem Vater äußerte sich dieser Zug in seltsamer Verschnörkelung, am bizarresten wohl, als er bei der Erkrankung seines Sohns an Pocken Zuflucht zu einer Operation nahm, die damals als Quacksalberei gelten mußte: er ließ den Knaben vom Genfer Arzt Tronchin impfen.

Es war gar nicht so vergnüglich, Herzog von Chartres, Kronprinz der Familie Orléans zu sein, die sich im geheimen stets als die künftige Königsfamilie fühlte. Sieht man von seinem Familiennamen ab, blieb er bis zu seinem zwölften Jahre anonym, ein Wesen ohne Namen. Die Vornamen Ludwig-Philipp-Joseph verlieh ihm 1759 anlässlich der feierlichen Taufe der König — die Nottaufe hatte selbstverständlich gleich nach der Geburt stattgefunden — und es erregte in der Dynastie Orléans von neuem den traditionellen Ärger, daß Ludwig XV. dem Knaben den Titel „Erlauchter Serenissimus“ und nicht „Königliche Hoheit“ verlieh, auf den man Anspruch zu haben glaubte.

Vom ersten Besuch des jungen Chartres in Versailles ist uns, wiederum in Form eines Rangstreites, eine kleine Zwistigkeit überliefert, die von einer geschichtlichen Vorahnung überschattet wird. Als nämlich der Chartres der Familie des Thronfolgers seine Aufwartung machte, redete er dessen beiden Söhne, den Herzog von Burgund und den Herzog von Berry, als „Monsieur“ an, worauf der Dauphin lebhaft „Monseigneur!“ dazwischenrief. Dreiunddreißig Jahre später sollte der gleiche Chartres, der sich jetzt stocksteif hielt und den Zwischenruf nicht gehört haben wollte, über einen der beiden Knaben das Todesverdikt abgeben. Der Herzog von Berry war der nachmalige Ludwig XVI.

Schon in dieser kleinen Begebenheit regt sich deutlich der Erbhaß zwischen Bourbons und Orléans. Es ist ein Haß zwischen nahe verwandten Thronrivalen.

Zwar war es Ludwig XIV. gelungen, die widerspenstigen Orléans, wie fast den gesamten Adel, zu Höflingen herabzuwürdigen. Es ist nun tragisch zu beobachten, wie sich diese Familie gegen ihre langsame Verderbnis in einer Welt von Kristall, Gold und Seide immer wieder sträubt, wie sie sich militärisch auszuzeichnen sucht und wie jedesmal, wenn ihnen nach langem Drängen und verzwickten Ränkespielen wirklich ein selbständiges Kommando gewährt wird, wie dann in diesen morbiden Herren noch so viel gutes Blut sich rührt, daß sie wie noble Kenner, die lange geruht haben, ausgreifen und den Raum weit hinter sich liegenlassen, wie aber hiernach jedesmal die Rückberufungsordre kommt, eine dem normalen Sinn unverständliche. Die Orléans waren für Versailles, nicht für ein Schlachtfeld bestimmt. Spitzenmanschetten paßten besser zu diesem Geschlecht; in ledernen Stulpenhandschuhen konnte es gefährlich werden.

Noch ist der junge Chartres nicht der Prinz Egalité, aber in dem Prinzen Harlekin, als der er sich aufspielt, kündigt sich der künftige Herzog von Orléans an. Von Jahr zu Jahr mehr zeigt er den widerspenstigen und skurrilen Geist dieser Familie. Bei seiner Trauung mit der Tochter des Herzogs von Penthièvre hält er aus Zerstreuung links neben der Braut, anstatt rechts von ihr. Man weist ihn darauf hin. Er berichtigt seinen Irrtum und springt — in der Versailler Schloßkapelle! — einfach über die Schleppe seiner Gattin hinweg, um sich den Weg um das Gefolge zu ersparen. In dieser Zeit etwa legt er keinen Zierdegen mehr an. Er läßt das Haar ungepudert. Später trägt er Stulpenstiefel und Tuchröcke, in jedem Zoll ein vorweggenommener Bürgerkönig, wie es sechzig Jahre später sein Sohn sein wird. Bei aller demokratischen Vereinfachung in seinem Auftreten schätzt er die grazile Verderbtheit der aristokratischen Welt. Sein Name steht auf der Schwarzen Liste der Lebemänner, auf der Ludwig XV., der in diesem Altentstück zu blättern liebt, auch den Namen Tellerbrands findet. In der Zeit stirbt die Mutter des Herzogs. Als man ihr Testament entseiegelt, ist es in Couplets abgefaßt. Noch trägt Chartres Trauer, da läßt er eines Tages einen achtpännigen Wagen anschnren. Im Fonds sitzen seine Gattin und die Prinzessin Conti. Auf dem Trittbrett stehen in Livree zwei Komtessen. Die Prinzessin Lamballe erklimmt als Kutscher den Vock, während sich der Herzog in Postillontracht auf das Spikensperd schwingt und das Gefährt unter Hörnerschall durch das vornehme Viertel St. Honoré poltern läßt, hin und zurück, um den Wagen schließlich ostentativ zum Mousseau-Parc zu fahren, wo Orgien gefeiert zu werden pflegten. Aber die Pariser lieben ihren „prince scandaleux“. Sie halten seine Narrheiten für die unreifen Ausbrüche eines selbständigen Geistes und üben Nachsicht. Der Herzog selber ist mit sich unzufrieden. „Ich bin wahrhaftig zu ewigem Müßiggang verdammt!“ gesteht er einem Freunde. „Mit 25 Jahren habe ich noch nichts getan!“

In dieser verzweifelten Stimmung geschieht es wohl, daß er seinen ersten politischen Streich begeht. Er protestiert gegen die Einschränkung der Sondergerichtsbarkeit für die Pairs, die wie jeder Stand einer eigenen Justiz unterworfen sind. Das Bürgertum sieht in diesem Streit, der im Grunde genommen ein Zusammenstoß zwischen dem mittelalterlichen Feudalismus und dem moderneren

Absolutismus ist, eine liberale Demonstration; es bringt den „frondeurs“ Ovationen dar, die wahrscheinlich schuld daran sind, daß die unvermeidliche Verbannung der Orléans auf ihre Güter sich auch unter Verlust von 300 000 Livres Rente vollzieht, die ihnen der gereizte König streicht.

Ist es nun Langeweile oder der ernsthafteste Wunsch, sich zu rehabilitieren, jedenfalls sehen wir ein Jahr später den Chartres in der Königlichen Marine. Zwar ist er als Schwiegersohn des Großadmirals Penthièvre der Erbe von dessen Titel, aber der Herzog gefällt sich darin, was er bei seinen Beziehungen hätte vermeiden können, die Laufbahn als schlichter „garde de la marine“, etwa Seekadett, zu beginnen. In dem einfachen und strapaziösen Leben zur See, das einer versteckten Neigung in ihm entspricht, entwickeln sich die guten Erbanlagen seiner Familie. Wir sehen den verwöhnten und blasierten Herrn von einem förmlichen Energieanfall gepackt werden, der mehrere Jahre währt, und hören nur Lobenswertes über ihn. Sein simpler, praktisch gerichteter Geist besticht die Umgebung durch Jovialität, Anspruchslosigkeit und Geistesgegenwart, und so kann es nicht ausbleiben, daß seine 1778 erfolgende Erhebung in den Admiralsrang („lieutenant-général des armées navales“) allgemein gebilligt wird, und daß Bürger-tum und Offizierskorps in der Bereitwilligkeit, Großes von ihm zu erwarten, sich geradezu überbieten, zumal gerade zwischen Frankreich und England Kriegszustand besteht. Wie bewährt sich nun dieser Orléans?

Die Antwort auf diese Frage liegt im Verlauf der Seeschlacht bei Quessant, in welcher der Chartres viel Umsicht und besonders jene sublimen Todesverachtung zeigt, die aus geheimem Lebensüberdruß stammt. Mögen auch Einzelheiten dieser geschichtlich unbedeutenden Aktion in Widersprüchen undurchdringlich versponnen sein, so kehrt doch in allen Berichten mit förmlich malerischer Anschaulichkeit die Haltung des Herzogs wieder, der sich in goldgestickter Galauniform mit blau-seidenem Ordensband auf die Quarterbank gestellt hat und das überzüchtete Herrngesicht mal dem Pulverqualm auf seinem Batteriedeck, mal dem von Dunst halb verschleierte Mastengewirr der feindlichen Linie zukehrt, und der in sportlicher Freude über das Schauspiel, das ihm geboten wird, und das er selber bietet, vielleicht nicht so streng auf die Signale des Admiralschiffs achtet, das seinem Geschwader die Verfolgung desweichenden Feindes befiehlt. Nun wird allerdings von Augenzeugen die Tatsache dieser Signale in Abrede gestellt; auch fällt es auf, daß der dem Chartres beigeordnete Sachmann, der erfahrene Kapitän de la Mothe-Piquet, nichts von ihnen zu berichten weiß, während noch andere Augenzeugen behaupten, der Herzog selber habe eigenmächtig die Verfolgung angeordnet, die indes durch das ungeschickte Manöver eines seiner Schiffe verzögert worden sei. Zweifelsfrei im Wirrwarr dieser Verlautbarungen bleibt die merkwürdige Haltung des kommandierenden Admirals, des Grafen d'Orvillers, die sich entweder als unschlüssig oder widerspruchsvoll in seinen Berichten und Briefen widerspiegelt. Nennt dieser Herr anfangs den Chartres einen „prince admirable“, so wird dann der Tenor seiner Berichte — vielleicht auf eine geheime Weisung des Hofes — fortschreitend bössartig, führt d'Orvillers den Remis-Ausgang der Schlacht einmal auf die mangelnde Kampfesfreude des englischen Admirals

zurück, um hierauf wieder dem Herzog abwechselnd Unkenntnis der Signale, Laskheit im Dienst, ja Feigheit vorzuwerfen, während sich dem unvoreingenommenen Beschauer die Führeigenschaften d'Oroillers schon dadurch kennzeichnen, daß er beim Rückmarsch noch 25 Seemeilen von der Insel Ouessant entfernt zu sein glaubt, in Wirklichkeit aber beinahe auf die Untiefen vor dieser Insel gerät, was ihm den Fluch entlockt: „Zum Teufel! Haben wir denn keinen Astronomen an Bord?!“

Wie es sich auch immer verhalten mag, die Auswirkung dieser Mißhelligkeiten wird verhängnisvoll. War die Fronde des Chartres bisher nicht frei von liebenswürdiger Eulenspiegelei, so wird sie jetzt feindselig. Verbitterung und Gereiztheit machen jeden seiner Streiche zu einem Giftpfil. Wohin ist die Zeit entrückt, da durch seinen Salon mit liebenswürdigem Faunlächeln Voltaire trippelte und die Kinder des Herzogs zu sehen wünschte, „cette petite jolie bourbonaile“, wie er sich mit meisterhafter Ironie ausdrückte? Ist es wirklich wahr, daß in seinem Palais einst ein junger deutscher Meister musizierte, der Mozart hieß? Von diesen Liebhabereien eines zwar exzentrischen, aber subtilen Geistes ist jetzt bei ihm nichts mehr zu spüren. Kutscher, Jockeys und Vorer sind seine Schützlinge, einmal sogar ein Seiltänzer, bei dem er Unterricht nimmt, um sich in dessen Kunst vor der besten Gesellschaft zu produzieren. Er ist, als er nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Orléans und dessen riesiges Vermögen erbt, förmlich besessen von der Sucht, sich herabzuwürdigen, sich zu entprivilegieren. Er läßt seine Pariser Stadtwohnung, das Palais Royal, wo einst Richelieu residierte, durch Anbauten vergrößern und vermietet die neuen Räume an zweideutige Gewerbe wie Friseur, Spielhausbesitzer, Agenten und Kokotten.

Verfolgt man die Rolle des Herzogs in der Revolution, so bietet er etwa das Bild eines Vorwitzigen, der sich in einen Maelstrom geworfen hat und sich nun mit selbstsam verrenkten und verzerrten Gebärden durch die Wogen zu kämpfen sucht, um aber vom Strudel doch verschlungen zu werden. Er ist kein Revolutionsheld, er ist lediglich eine Nebenfigur, die mehr durch ihren schrulligen Charakter als durch Talent auffällt. Weder Lafayette, noch Mirabeau, noch Danton, die alle von ihm Gelder beziehen, nehmen den Bürger Egalité ernst, wie sich der Herzog bald nennt. Die Deputierten des Dritten Standes, zu dem er sich mit andern freisinnigen Aristokraten geschlagen hat, machen sich hinter seinem Rücken lustig über ihn. Nur bewaffnete Pöbelhaufen, die er beköstigt und trinkt, jubeln ihm zu. Die schauerliche Umrahmung durch sie verleiht Egalité eine unheimliche Bedeutung, die, an und für sich gegenstandslos, auch dadurch vorgespielt wird, daß er das unglückliche Talent besitzt, zur rechten Stunde am ungeeigneten Platz zu sein, so wenn er nach dem Oktobermassaker zu Versailles plötzlich im Schloß auftaucht und sich darin gefällt, mit seinem kokardegeschmückten Zylinder die Pikenträger und Flintenweiber majestätisch zu begrüßen.

Wäre nur ein Zehntel von dem wahr, was die Schauerlegende über ihn berichtet, müßte er der Genius des Bösen schlechthin sein. In Wirklichkeit taumelt er jedoch wie ein Trunkener durch die Schreckensmonate. Sein versimpelter, wenn

nicht gar vertrottelter Geist begreift nur unklar, was vor sich geht. Im gleichen Maße wie sein Stand, die Aristokratie, zugrunde gerichtet wird, verblaßt er immer mehr zu einem Schemen, zu einem peinlichen Gespenst, dem Königstreue wie Revolutionäre nicht gern begegnen. Hin und wieder regt sich in seinem entarteten Gehirn der kühne Gedankenflug seiner besten Vorfahren. Er plant Zettelungen, um Regent zu werden, wird aber von dem ersten besten politischen Winkeladvokaten übertölpelt. Dann wieder, so nach der Verhaftung des Königs, gefällt er sich in großen Gesten und verzichtet auf alle Standesvorrechte, ohne zu bedenken, daß er dadurch Apanagen im Werte von über fünf Millionen Livres einbüßt. Aus Mitleid gewährt ihm die Nationalversammlung eine Rente von einer Million, aber sein Haushaltsplan schließt dennoch mit einem Fehlbetrag von 983000 Livres ab. Kein Mensch denkt mehr daran, ihn zum Regenten zu erheben, obwohl er im Konvent für den Tod seines königlichen Veters stimmt. Läßt ihn die allgemeine Verachtung, mit der ihn jetzt sogar Fischweiber bedenken, nunmehr jede Übersicht verlieren? So scheint es zu sein. Seine simpel angelegte Kabale, den jungen Egalité und späteren König Ludwig-Philipp zum Regenten zu machen, wird durchschaut. Blutstaatsanwalt Fouquier-Tinville fordert und erhält den Kopf des Prinzen Egalité. Mit einer Geste leichten Erstaunens wendet sich dieser an seinen Verteidiger Voidel. Als er merkt, wie verstört der Advokat ist, klopft er ihm ermunternd auf die Schulter.

Am Nachmittag des 6. November 1795 hält der Guillotinekarren vor der Conciergerie. Egalité, der mit bestem Appetit ein Huhn und ein Kotelett verzehrt hat, nimmt seelenruhig Platz und ist peinlich darauf bedacht, daß Frack und Beinkleider keine Schmutzflecken bekommen. Schwadronen traben vor und neben seinem Wagen durch die kotigen Straßen. Ab und zu mustert Egalité durch sein Lorgnon die Soldaten. Er scheint die Uniform der Husaren zu suchen, deren Generaloberst er war. Seine wahrhaft adlige Gelassenheit reißt selbst Königstreue zu Rufen der Bewunderung hin. Auf der bisherigen Place Royale versperret ein Durcheinander von Wagen den Weg. Die Offiziere der Eskorte glauben an einen Befreiungsversuch und wettern nervös. Der Verurteilte nimmt davon keine Notiz. Er richtet sein Lorgnon auf ein Riesenschild an der Front des Palais Royal und entziffert die Worte „Propriété Nationale“. Da packt ihn ein Erschauern. Er duckt sich furchtsam auf seinen Sitz zusammen, unterdes der Karren, an den Tuilerien vorbei, weiterrollt. Der Abbé Lothringer spricht tröstend auf ihn ein. Egalité hört ihn zunächst gar nicht an; dann lauscht er ihm zerstreut. Ein dumpfes Geräusch, ein rhythmisch murrendes, das immer betäubender wird, fesselt wie ein Ruf seine Aufmerksamkeit. Wer will etwas von ihm? Es sind die Trommeln der Guillotine. Der Prinz sitzt wieder kerzengerade; er überkreuzt sogar die Beine. Als er absteigt, mustert er unbeteiligt das Blutgerüst und meint, griesgrämig lächelnd, zu den Henkersknechten, die ihm die Stiefel ausziehen wollen. „Aber warum jetzt? Nachher gehen sie viel besser herunter. Beeilt euch gefälligst!“

Neugierig, wie es der Herzog von Orléans stets war, schien er es eilig zu haben, das dunkle, unbekannte Reich zu betreten, an dessen Pforte er stand.

Arbeit nach Gottes Gebot

Gedanken im Anschluß an die
Internationale Handwerksausstellung Berlin 1938

Wenn wir arbeiten alle nach Gottes Gebot, so arbeiten wir nit allein um des Gewinnes willen, denn das ist kein Segen und bringt Schaden der Seele. Der Mensch soll arbeiten um der rechten Ehre Gottes willen, der es geboten, und um den Segen des Fleißes zu haben, der in der Seele liegt. Und wer nit darnach trachtet und nur sucht, Geld zu scharren mit seiner Arbeit, der handelt schlecht und sin Arbeit ist Wucher.

Aus einem Schmiedebuch 1509.

I.

Dieser schöne Spruch zierte eine Wand in der kulturhistorischen Schau der Internationalen Handwerksausstellung, die vom 28. Mai bis 10. Juli 1938 in Berlin veranstaltet wurde. Zum erstenmal in der Geschichte des Handwerks wurde hier in einer internationalen Schau eine Darstellung der Geschichte des Handwerks vom ersten Steinhammer aus der Altsteinzeit (500 000 – 12 000 v. Chr.) bis zur Gegenwart gegeben. Eine kulturhistorische Schau zeigte die kulturelle Leistung des Handwerks, seine große politische Macht, seine sittliche, soziale und religiöse Grundlage, seinen Lebensrhythmus und seine Gemeinschaftsformen, die Einheit von schöpferischer Begabung und handwerklichem Können, also die ganze Tiefe und Weite des handwerklichen Lebensraumes.

Die ganze Ausstellung war ein eindrucksvoller Beweis nicht nur für die große geschichtliche Leistung des Handwerks, sondern auch für den überraschenden Aufschwung, den das Handwerk in allen Kulturländern der Erde in den letzten Jahrzehnten erlebte. Dies hängt zweifellos zusammen mit dem Wiedererwachen des Sinnes für persönliche Leistung und der Abkehr von der nivellierenden Massenware der Abzahlungsgeäfte und Warenhäuser mit ihrer oft so verlogenen Kitschigkeit und Oberflächlichkeit. Vor allem aber hat das völkische Erwachen seit der Jahrhundertwende zu einer Besinnung auf die besonderen Kräfte und Werte geführt, die in der Eigenart der Völker und ihrer Lebensräume begründet ist.

Darüber hinaus aber bot die Ausstellung lehrreiche Beispiele für den Gesamtcharakter der Arbeit in den verschiedenen Ländern. In den vorwiegend bäuerlichen Ländern sind Handwerk und Volkskunst eng verbunden. Werkzeuge und Geräte haben sich seit Jahrhunderten nicht oder kaum verändert. Die Mitarbeit der Frau spielt vor allem auf den Gebieten des Webens, Spinnens und Stickens eine große Rolle. Demgegenüber zeigt das Handwerk in den Indu-



Aus der kulturhistorischen Abteilung „Der Norden“ auf der Int. Handw. Ausstellung „Der Bronzegießer“ um 1800 v. Chr.

strieländern einen starken Einsatz von modernen Maschinen und die Verwendung von Motoren und elektrischer Kraft. Auf der einen Seite durchdringen und bedingen sich Bauerntum und Handwerk, während auf der anderen Seite das moderne Handwerk in enger Verbindung mit Industrie und Technik steht.

II.

So führt diese Ausstellung unwillkürlich auf das Problem der Arbeit und die schicksalhafte Bedeutung der Arbeit für die Entwicklung von Volk und Mensch. Arbeit ist ja nicht nur eine auf die Erzeugung und Erhaltung von Werten gerichtete Tätigkeit: sie wirkt ebenso auf den Menschen zurück, wie sie ihre tiefsten Wurzeln im Wesen des Menschen selbst hat. Sie verwandelt nicht nur die äußere Welt; sie spiegelt gleichzeitig auch die innere Welt des Menschen, ihre Größe und ihre Hohlheit wider. Dies zeigt schon der Bedeutungswandel des Wortes „Arbeit“ selbst. Nach der übereinstimmenden Auffassung der Sprachforschung* hatte das Wort „Arbeit“ ursprünglich die Bedeutung von Schmerz, Mühsal, Not, Knechtsarbeit. Heute noch kann man im Schwäbischen den Ausruf hören: „Ist das eine Arbeit!“ (= Mühe, Plage!). Diese Bedeutung hatte das Wort auch noch im Mittelhochdeutschen. „So hat unser Wort Arbeit ursprünglich keinen guten Klang, sondern bedeutet ‚Mühsal, Not‘. Wenn also der Mensch zum ersten Male aussprechen und mitteilen wollte, daß er sich mit einer zielbewußten Tätigkeit angestrengt habe, so griff er zu einer der üblichen Bezeichnungen für Schmerz. Der Terminus ‚Schmerz mit Jnder‘ (= Arbeit) wurde verstanden, bürgerte sich ein. Er zeigt aber den Menschen zu der Zeit des sprachschöpferischen Aktes in flagranti auf einer bedauerlich niedrigen Stufe der Arbeitsethik“ (Dornseiff a. a. O. S. 19). Ich glaube allerdings, daß dies mit Ethik an sich nicht viel zu tun hat: die Arbeit des primitiven Menschen war in der Tat eine mühselige Sache, die nur unter

* Siehe dazu: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, 1. Band; Trübners Deutsches Wörterbuch, Bd. 1; Storfer, Wörter und ihre Schicksale, S. 30f.; Dornseiff, Der deutsche Wortschatz, Einleitung.



Holzschneider der Steinzeit um 2000 v. Chr.

Zwang getan wurde. Zu allen Zeiten hat deshalb der Mensch auch das Bestreben gehabt, die unangenehme, körperlich schwere Arbeit von sich abzuwälzen auf andere (Sklaven, Frauen, Hörige, unterjochte Völker usw.).

Die Arbeit ist herausgewachsen aus dem Zwang der Selbsterhaltung. Wo dieser Zwang nicht vorhanden war, haben die Menschen auch nicht richtig arbeiten gelernt. Alle ernsthafte Arbeit ist auch heute noch mit Mühsal verbunden. „Wohl schafft die Arbeit Lust, aber dies ist doch nur die eine Seite der Sache; ich habe immer gefunden, daß über die Lust, welche die Arbeit gewährt, diejenigen lauter sprechen, die sich selbst nicht allzuviel anstrengen ... Dreiviertel der Arbeit und mehr ist nichts als stumpfmachende Mühe“ (Harnack). Der Mensch nimmt zunächst und vor allem die Mühsal der Arbeit auf sich, um die Mühsal des Lebens zu überwinden.

III.

Das Wort „Arbeit“ hat einen doppelten Sinn: man versteht darunter sowohl die Tätigkeit an sich, als auch das Ergebnis. Die ganze Entwicklung der Arbeit kann aus dem doppelten Ziel verstanden werden: einerseits die Mühsal zu erleichtern, andererseits das Ergebnis zu vervollkommen. Die Geschichte der menschlichen Arbeit ist auf weiten Strecken mit Blut und Tränen geschrieben. Die Kultur der alten Völker ist zum großen Teil auf Sklavenarbeit aufgebaut. Für „Brot und Spiele“ der alten Römer mußten die unterjochten Völker arbeiten. „Nach der Überlieferung des Tacitus arbeiteten die freigeborenen Germanen nicht, sie überließen die Arbeit den Unfreien“ (Storfer, a. a. O., ebenso Trübner). Zu den Sklaven gesellten sich schon in frühen Zeiten die Frauen.

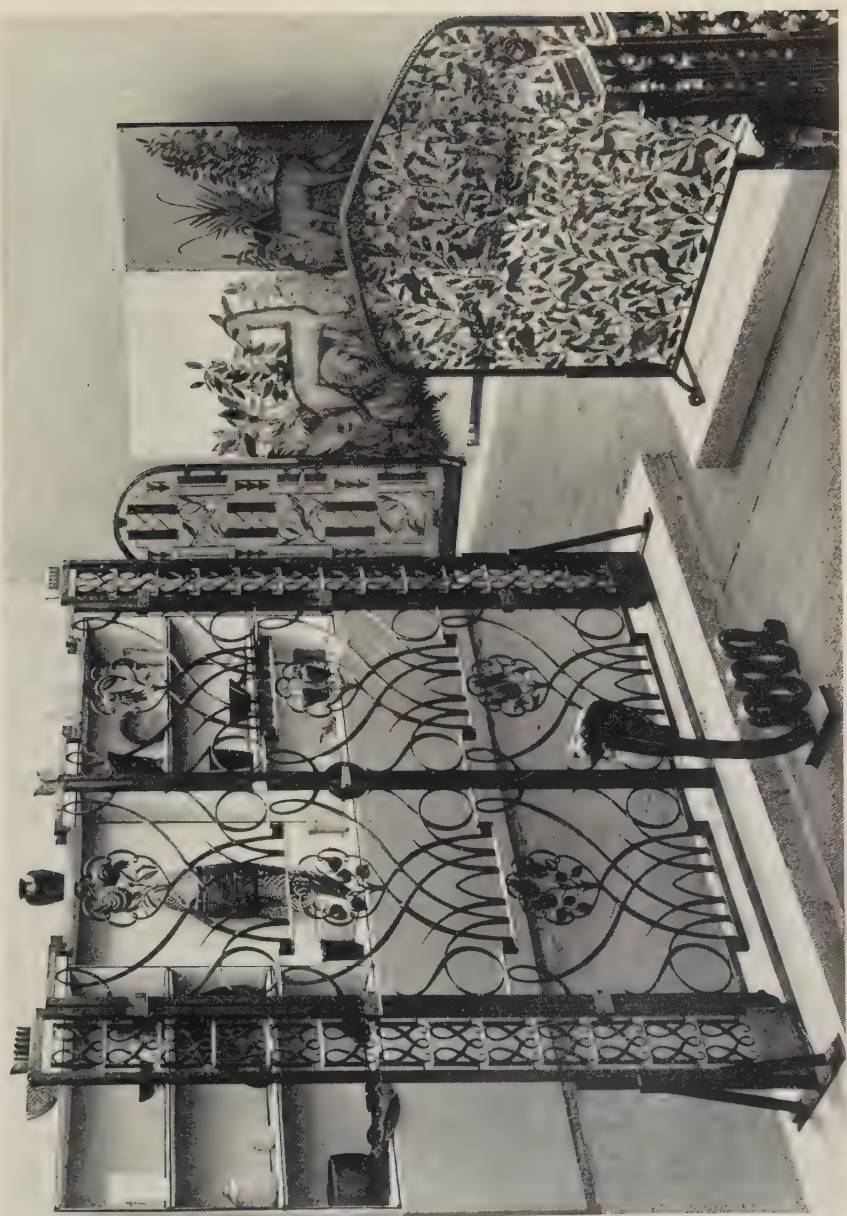
Die Geschichte der körperlichen Arbeit ist noch nicht geschrieben. Sie wird, wenn es geschieht, ein erschütterndes Bild der Mühsal und der gesellschaftlichen Achtung geben. Noch bis zum Jahre 1914 wurde z. B. in Deutschland niemand Reserveoffizier, der einen handwerklichen Beruf hatte oder Kunden „eigenhändig“ bediente oder ein Mädchen aus einem solchen Hause heiratete. Hier ist heute grundföhllich und endgültig Wandel geschaffen, und die handarbeitenden Berufe: Bauern, Handwerker und Arbeiter sind wieder in ihre Ehre eingesetzt.

Dies ist die eine Seite der Entwicklung. Die andere geht von der Entwicklung der Arbeitsmittel aus. „Alle Arbeit beginnt mit dem Gebrauch der menschlichen Gliedmaßen, der Arme und Beine bzw. Hände und Füße. Und zwar gebraucht der nackte, waffen- und werkzeuglose Mensch fast ebenso häufig die Füße zu seiner Arbeit wie die Hände“ (Bücher, Arbeit und Rhythmus, S. 389). Der größte Fortschritt in der Entwicklung der menschlichen Arbeit war der Augenblick, wo ein Mensch statt seiner Finger ein Stück Holz zum Herausgraben einer Wurzel, statt seiner Faust einen Stein oder einen Knochen zum Schlag benützte. Damit war das erste Werkzeug ge- und erfunden. Manche Tiere benützen ja auch solche und ähnliche Hilfsmittel. Was aber das menschliche Werkzeug von dem tierischen grundlegend unterscheidet, ist die Veränderbarkeit des menschlichen Werkzeuges. Diese wieder ist in dem bewußten Sein des Menschen, in seinem Selbstbewußtsein begründet. Die Grundwerkzeuge des Menschen sind nichts anderes als hinausprojizierte menschliche Organe: der Hammer entspricht der Faust, der Spaten der flachen, die Hacke der gekrümmten Hand, die Zange der Greifwirkung des Daumens, das Beil den Zähnen usw.

IV.

Ein dreifacher Fortschritt ist durch das Werkzeug erreicht: die Mühsal der Arbeit wurde verringert, die Leistung vermehrt und das Erzeugnis verbessert. Der Ausgangspunkt aller menschlichen Arbeit ist die Not, d. h. der Zwang der Selbsterhaltung; ihr Sinn ist die Überwindung dieser Not. Und immer war der Mensch bestrebt, Hilfskräfte in seine Arbeit einzuspannen: so erfand er zunächst das Werkzeug, dann zwang er das Tier in seine Dienste; er holte das Feuer vom Himmel herunter und ließ den Wind und das Wasser seine Schiffe und seine Mühlen treiben. Aber alle diese Fortschritte: Werkzeug, tierische Kraft und Naturkräfte verblaffen gegenüber der Entwicklung der letzten 150 Jahre, in denen es dem Menschen in bisher unerhörtem Maße gelungen ist, die Naturgesetze aufzufinden und in den Dienst der menschlichen Arbeit zu stellen. So entstand das Maschinenzeitalter, das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, des Motors und des Radios.

Noch eine dritte Entwicklungslinie gilt es zu verfolgen: es ist die fortschreitende Arbeitsteilung. In den Anfängen der menschlichen Arbeit wurde alle notwendige Arbeit innerhalb der Familie oder der Sippe getan. Es war eine ungeteilte Arbeit, in erster Linie von Unfreien und Frauen geleistet. Erst die Vervollkommenung der Werkzeuge und die verschiedene Geschicklichkeit führten allmählich zu der Abspaltung einzelner Berufe. Der Beruf ist die regelmäßige Ausübung einer bestimmten Teilarbeit, die aber in sich wieder ein Ganzes darstellt. Er ist das Ergebnis einer organischen Gliederung der Arbeit. Weil der Mensch einen bestimmten Beruf hat, sind die anderen von ihm abhängig. Weil er aber nur diesen Beruf hat, braucht er die anderen. So ist der Beruf herausgewachsen aus der Gemeinschaft und ist Dienst für die Gemeinschaft. Er ist nichts für sich allein; er ist nur ein Glied in der Kette. Wenn die Kette reißt,



Aus der Länderschau, Abt. Frankreich / Pariser Kunstgewerbe. Schmiedeeisernes Gitter

ist jedes Glied davon betroffen. Dies ist die soziale Funktion des Berufs. Beruf ist Auftrag und Verpflichtung zugleich.

Schon im Mittelalter, zur Blütezeit der Zünfte, waren die Berufe weit-
hin spezialisiert. Daraus erwuchsen schon damals viele Streitigkeiten, klein-
liche Einengungen und Abgrenzungen. Diese Entwicklung stand und steht nicht
still: die Menschen selbst differenzierten sich immer mehr und ebenso ihre Be-
dürfnisse. Das bedingte wiederum eine Verfeinerung der Werkzeuge und Ge-
räte. Schließlich kam die Maschine in tausend Gestalten und nahm dem arbei-
tenden Menschen nicht nur die Mühe, sondern auch den Sinn seiner Arbeit.
Der Schwerpunkt lag bald nicht mehr in den Menschen, sondern in den Arbeits-
mitteln, in den Arbeitsräumen, Maschinen, Antriebskräften usw. Die Geister,
die er rief, beherrschten ihn; aus dem Herrn der Arbeit wurde der Sklave des
Arbeitsprozesses; der Einzelne versank, die Masse trat an seine Stelle; zu den
Massenwaren gehörten die Massenmenschen; ihr Vertreter wurde „der
Arbeiter“, bei dem der Beruf schon gar keine Rolle mehr spielte, der Sinn
des Wortes „Arbeit“ kehrte wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück: „der
Arbeiter“ leistete die — nicht wirtschaftlich, aber gesellschaftlich — unwerte
Arbeit; sein Los war tausendfach Mühfal und Not.

V.

Wie konnte es zu dieser Entwicklung kommen? Alles äußere Tun des Men-
schen ist begleitet von einer inneren Haltung, wirkt auf sie oder ist Ausdruck
und Ergebnis einer solchen. Die Mühfal der primitiven Arbeit in den An-
fängen der Menschheit (und auch noch heute) wurde nur unter dem Zwang der
Selbsterhaltung übernommen. Ihre innere Komponente hieß Widerwillen, Gefühl
der Armut. Es ist doch bezeichnend, daß das Wort „Arbeit“ stammverwandt ist
mit „arm“ und „Erbe“ = verwaist und darum zu harter Arbeit verdingt. So
unterstand die Arbeit von Anfang an den gesellschaftlichen Anschauungen: es war
geradezu ein Kennzeichen und Voraussetzung der Zugehörigkeit zu den „oberen“
Schichten, daß man keine schwere Arbeit verrichtete, bei der man „schmutzige
Hände“ bekam. Noch vor dem Kriege war es gesellschaftlich untragbar, daß die
Töchter aus den „besseren“ Kreisen einen einfachen Beruf ergriffen! Diese ge-
sellschaftliche Achtung der Handarbeit hat immer wieder im Lauf der Geschichte
zu schweren politischen Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen Kämpfen ge-
führt. Die Entstehung des „Proletariats“ und das Aufkommen des Marxismus
sind das Ergebnis solcher verhängnisvollen Auffassungen.

Es ist ein langer Weg — sowohl geschichtlich als auch soziologisch und psycho-
logisch gesehen — von der ursprünglichen Bedeutung bis zu der heute gültigen
oder wenigstens theoretisch anerkannten Auffassung der Arbeit. „Während in der
älteren Sprache die Bedeutung von molestia und schwerer Arbeit vorherrschte,
die von opus, opera zurücktrat, tritt umgedreht in der heutigen diese vor und
jene erscheint seltner“ (Grimm). Wir haben nach zwei Seiten hin eine Entwick-
lung bzw. Vertiefung festzustellen: einmal dahin, daß der Begriff Arbeit heute
jede Art von dauernder Tätigkeit umfaßt, die den Zweck hat, Werte zu schaffen,



Aus der Länderschau, Abt. Griechenland

Photos: Taubert-Neumann, Berlin-Friedenau

zu fördern und zu erhalten, sodann dahin, daß die Arbeit heute nicht nur unter dem äußeren Zwang der Selbsterhaltung, sondern als freudig erfüllte Pflicht getan wird, kurz, daß die Arbeit sowohl in ihrer ganzen Breite als auch Tiefe ihre gemeinsame Ehre hat.

Damit wird der Zusammenhang von Arbeit und Kultur deutlich. Indem die Arbeit den Menschen vor Hunger und Kälte schützte, schuf sie zugleich in ihrer Fortentwicklung die Voraussetzung für ein höher entwickeltes Dasein, für eine Erweiterung und Verfeinerung der menschlichen Bedürfnisse, also die Grundlagen und Inhalte der Kultur. Und wenn es zunächst auch nur eine Oberschicht war, die den Hauptanteil an einer so ermöglichten höheren Stufe des Daseins hatte: es entwickelten sich daraus verfeinerte sittliche Begriffe, die schließlich allgemeine Gültigkeit erlangten. Diese sittlichen Begriffe erstrecken sich sowohl auf das Bild vom Menschen als auch auf sein Tun. So rückt die Arbeit allmählich aus der Sphäre des Zwanges in die der Gesinnung. Damit erhält die Frage nach dem Wert die entscheidende Bedeutung für die Entwicklung der Arbeit. Nicht die Arbeit an sich ist das Entscheidende: entscheidend ist vielmehr, welche Werte dadurch verwirklicht werden sollen. Und wenn auch die Selbsterhaltung heute noch der entscheidende Wert für die Arbeit ist, so hat sich der Inhalt eben dieses „Selbst“, das erhalten werden soll, sowohl von dem eigenfüchtigen Selbst zu der Gemeinschaft des Volkes, als auch von dem äußeren Selbst zu dem eigentlichen Wesen des Menschen hin vertieft.

VI.

Es wäre eine besonders reizvolle und interessante Aufgabe, die Bedeutung der ethischen Grundhaltungen und Systeme auf die Entwicklung der Arbeit zu untersuchen. Die weit verbreitete Auffassung, als ob die Welt der Arbeit ihre eigenen, immanenten Gesetze hätte, daß wir also z. B. der technischen Entwicklung zwangsläufig ausgeliefert wären, ist falsch; denn diese Entwicklung selbst ist wiederum Ausfluß einer — richtigen oder falschen — Gesinnung. Mit demselben technischen Apparat kann die Arbeit verschiedene, ja entgegengesetzte Richtungen einschlagen, sie kann aufbauend oder zerstörend, gemeinschaftsfördernd oder persönlichkeits-tötend sein. Entscheidend ist immer die hinter der Arbeit stehende Gesinnung. Damit aber hängt die Arbeit nicht nur mit den ethischen Anschauungen einer Zeit und der arbeitenden Menschen, sondern auch mit den religiösen Werten zusammen, die in einer Zeit und im Menschen lebendig sind. Ethische und religiöse Haltung bedingen sich gegenseitig, weil die ethischen Forderungen ihre verpflichtende Kraft wesentlich aus der durch die Religion gegebenen letzten Wirklichkeit erhalten. Darum erhebt sich die Arbeit in den Zeiten, wo das Gesamtleben eines Volkes von einer lebendigen Frömmigkeit getragen wird, zu einer staunenswerten Kraft und Höhe. Der oben genannte Schmiedespruch und die Leistungen dieser Zeit sind dafür das schönste Beispiel.

Die beginnende Neuzeit vom ausgehenden 15. Jahrhundert an ist gekennzeichnet durch eine fortschreitende Säkularisation des Lebens: immer mehr Gebiete lösten sich aus dem Zusammenhang mit den religiösen Bindungen. Diese

Entwicklung war zwangsläufig; die Kirche als die Hüterin der Religion hatte nicht die Kraft und die Fähigkeit, den aufkommenden neuen Erkenntnissen und Fortschritten innerhalb des religiösen Bereiches Raum zu geben. Verhängnisvoll aber bleibt diese Tatsache auf alle Fälle: sie führte zu dem Auseinanderfallen des Lebens; man trieb schließlich die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, die Kunst um der Kunst willen, die Wirtschaft um der Wirtschaft willen, die Arbeit um der Arbeit willen und als letzte Auswirkung die Religion um der Kirche willen. Wo aber das religiöse Leben nur innerhalb der Kirche oder besonderer religiöser Veranstaltungen gültig und wirksam ist, da verkümmert die Religion samt dem Leben. Damit soll weder einem neuen Kirchenzwang noch einer Politisierung der Religion das Wort geredet werden: der Totalitätsanspruch aller echten Religion ist keine äußerlich mechanische, sondern eine innerlich dynamische Angelegenheit. Er hängt auch nicht von äußeren Formulierungen und Glaubenssätzen ab, sondern von der Bereitschaft und dem Willen des Menschen, alles, auch und vor allem seine Arbeit, aus demütiger Verpflichtung gegen Gott und damit als Gottesdienst zu tun. Und aller rechte Gottesdienst ist Dienst an den Brüdern und damit Dienst am Volk. „Und wer nit darnach trachtet und nur sucht, Geld zu scharren mit seiner Arbeit, der handelt schlecht und sin Arbeit ist Wucher.“

Die Arbeit im Sprichwort

Arbeit bläst das Feuer im Herzen aus
 Arbeit bringt Ehr'
 Arbeit gewinnt Feuer aus dem Stein
 Arbeit gibt den Speisen guten Geschmack
 Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht
 Arbeit ist beschwerlich, aber ehrlich
 Arbeit ist der Ehre Mutter
 Arbeit ist für Leib und Seele gesund
 Arbeit macht aus Kieselsteinen Demant
 Arbeit macht aus Steinen Brot
 Arbeit verwarmt, Faulheit verarmt
 Ohne Arbeit und Mühe baut man kein Haus und melkt man keine Kühe
 Was hilft Arbeit und Müh', wenn Gott nicht segnet sie
 Wo Arbeit das Feld baut, kommen keine Disteln fort
 Arbeit und Sparen macht reiche Knechte
 Es ist ein schlechter Arbeitsmann
 So nicht vom Handwerk reden kann
 Dem Arbeiter hilft Gott
 Die Arbeit ist unser, das Gedeihen Gottes
 Fangt der Bauer e Arbeit a(n), Macht der Herrgott weiter dra(n) (Schwäbisch)
 Wer treulich arbeitet, betet zwiefältig

St. Joachimsthal

Die Silber- und Radiumstadt wurde deutsch

Mit der Angliederung Deutschböhmens an das Reich ist die Grenzlinie auf dem Kamm des Erzgebirges beseitigt, und das ganze Bergland, das im ausgehenden Mittelalter von Harzer und sächsischen Bergleuten erschlossen worden war, kommt nunmehr mit seinen inzwischen freilich knapp gewordenen Erzschatzen unter einheitliche Hoheit. Wenige der zahllosen Bergwerksorte, deren Erträgnisse im 15. und 16. Jahrhundert die ganze europäische Wirtschaft beeinflussten, haben heute noch größere Bedeutung. Die einst so reichen Gänge und Stollwerke von Silber und Blei, Zinn und Kupfer, Nickel, Kobalt und Wolfram sind regelmäßig in größerer Tiefe verarmt und vertaubt; den steigenden Selbstkosten entsprachen zu allem Unglück die sinkenden Metallpreise infolge der Entdeckung immer neuer Bodenschätze in Übersee, und mühsam fristen heute noch einige wenige Betriebe auf beiden Seiten der bisherigen Grenze ihr Dasein, meist auf staatliche Unterstützung in irgendeiner Form angewiesen. Auch die nach 1933 mit viel Tatkraft und Freudigkeit eingeleitete Wiederbelebung einer Reihe uralter Erzgruben im Sächsischen Erzgebirge vermag, wie die Dinge liegen, den Glanz vergangener Jahrhunderte nicht wieder herbeizuzaubern.

Eine Ausnahme in dieser wenig günstigen Entwicklung bildet der jetzt zu Deutschland kommende Bergbau von S t . J o a c h i m s t h a l . Das nur 4 km von der bisherigen Grenze entfernt, etwa 15 km nordöstlich von Karlsbad liegende Städtchen nimmt unter den vielen, vielen Bergbauorten der Erde eine geradezu einzigartige Stellung ein: es hat zweimal Weltberühmtheit durch seine Erzschatze errungen, alsbald nach seiner Gründung im Jahre 1516 durch seinen Silberreichtum und dann nach jahrhundertlangem Verfall um die letzte Jahrhundertwende durch sein Radium, dessen wissenschaftliche Entdeckung, dessen erste technische Herstellung und dessen längere Zeit hindurch alleinige Produktion die Welt den Ergänzungen St. Joachimsthal's verdankt.

Die ersten Silberfunde an den steilen Südhängen des 1244 m hohen Keilberges wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts von sächsischen Bergleuten gemacht, die hier die Fortsetzung der einige Jahrzehnte früher bei Annaberg, Schneeberg, Johannegeorgenstadt usw. erschlossenen Erzgänge suchten; in der ganzen Entwicklung des Joachimsthaler Gruben- und Hüttenbetriebs sind bis in die jüngste Zeit deutsche Namen maßgebend gewesen. Zuerst nicht sehr beachtet, entwickelte sich der Bergbau doch innerhalb weniger Jahre so erfolgreich, daß die Besitzer der Berge und Täler, die Grafen Schlick, Herren auf Schlackenwerth, den bereits bestehenden unbedeutenden Ort Konradsgrün zu einer neuen Bergstadt umgründeten. Der Gepflogenheit der sächsischen Nachbarn folgend, wählten sie einen Namen aus der Heiligen Familie und nannten

den Ort St. Joachimsthal, gern abgekürzt wegen seiner Lage im engen Tal des Weseritzbaches als „Thal“. Rasch verbreitete sich der Ruf des neuen Bergsegens über die Lande, und von allen Seiten strömten die Menschen von Pflug, Schraubstock und Schreibstube, vor allem aus den älteren und teilweise bereits nachlassenden sächsischen Bergrevieren, zusammen, um hier ihr Glück zu versuchen.

„Ins Thal, ins Thal
Mit Mutter, mit All“,

wie das Wanderlied der Tausende lautete, zogen Männer, Frauen und Kinder, meist mit dem wenigen Hausrat, den sie besaßen, auf dem Rücken, durch die unwegsamen und unwirtlichen Gebirgswälder, nicht anders als dreieinhalb Jahrhunderte später die Goldsucher nach Kalifornien. Wie der kalifornische Goldrush brachte der erzgebirgische Silberrausch eine regelrechte Wirtschaftsrevolution auf Duzende von Meilen im Umkreise hervor; überall verödeten die Arbeitsplätze und lockerten sich jahrhundertealte Bindungen; tüchtige, ernste Arbeiter wetteiferten mit den Glücksriftern und minderwertigen Elementen aus ganz Deutschland und Böhmen um die verheißungsvollsten Plätze. Die Grafen Schlick verdienten nicht geringes Geld nicht nur an dem ihnen zustehenden Zehnten des Abbauertrages, sondern vielleicht noch mehr durch die Lieferung aller unentbehrlichen Lebensbedürfnisse: Holz, Wasser, Mehl, Milch und Fleisch.

Im Jahre 1520, vier Jahre nach der eigentlichen Aufnahme des Bergbaus, standen nicht weniger als 914 Zechen mit über 8000 Bergleuten, 800 Steigern und 400 Schichtmeistern im Betrieb. Schon 1519 hatte der Landtag zu Prag den emporstiehenden Ort zur Freien Bergstadt erhoben und den Grafen Schlick die Genehmigung zur Errichtung einer eigenen Münze erteilt, um den gewaltig strömenden Silbersegen selbst auszunutzen. In den ersten Jahren war das Silber nach Nürnberg an Jakob Welser und Hanns Niehi verkauft worden. Die Regelung hatte aber allein schon währungsmäßig Schwierigkeiten mit sich gebracht, da die Nürnberger Kaufleute nicht mit dem im Thal kursfähigen Kleingeld zu bezahlen vermochten. So wurden 1520 um Trinitatis die ersten Joachimsthaler Münzen geprägt, mit dem böhmischen Löwen auf der einen, mit dem Bilde des heiligen Joachim und dem Schlickschen Wappen auf der anderen Seite. In raschem Siegeszug eroberte das neue Geldstück Absatz und Beliebtheit in großen Teilen Deutschlands und der umliegenden Länder. Der „Joachimsthaler“ oder, wie er bald kurz genannt wurde, der „Thaler“, errang überstaatliche Geltung wie kaum je eine andere Münze in der Weltgeschichte, und noch heute zeugen der Dollar im reichen Nordamerika und viele ähnliche Geldarten bis zum Marie-Theresien-Thaler in Abessinien von seinem die Meere umspannenden Ruhm, auch nachdem in Deutschland der Thaler äußerlich, wenn auch nicht im Bewußtsein der Bevölkerung, abgeschafft worden ist.

Man hat nachträglich berechnet, daß der auf engem Raum zusammengedrängte Bergbau in den ersten 70 Jahren seines Bestehens nicht weniger als 314000 kg Silber geliefert hat. Im Verein mit dem etwa um die gleiche Zeit auftauchenden Silbersegen Tirols und den bereits nachlassenden Mengen der sächsischen Reviere

von Freiberg, Schneeberg und Annaberg hat er viel stärkeren Anteil an der allgemein mit dem 16. Jahrhundert beginnenden Preissteigerung in Europa als die Edelmetallmengen, die damals aus der Neuen Welt zuzufließen begannen. Großartig waren auch die in der ersten Betriebsperiode erzielten Überschüsse des Joachimsthaler Bergbaus: im Laufe von zwei Jahren soll ein Ertrag in der für die damaligen Verhältnisse fast unvorstellbaren Höhe von 4,5 Millionen Gulden erzielt worden sein. Aber der Reichtum zog auch Schwierigkeiten und Gegensätzen aller Arten heran. Die zusammengewürfelte Bevölkerung machte wiederholt Aufstände, den blutigsten im Zusammenhang mit dem Bauernkrieg um 1525. Die böhmische Krone neidete den Grafen Schlick den reichen Besitz und zog seit 1533 die gewinnbringende Münze wieder an sich; ja die der Schlacht bei Mühl-dorf (1546) folgende siegreiche Gegenbewegung des Katholizismus brachte das frühzeitig evangelisch gewordene Gebiet in die Hand König Ferdinands.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann aber auch, rasch sich fortsetzend, die Erschöpfung der nahe der Oberfläche so beispiellos reichen Gangteile. Wie überall im Erzgebirge fanden sich die gehäuften Silbererze, das massige, schwarze, im Innern weißglänzende gediegene Silber, das rubinfarbig in tausend Kristallen funkelnde Rotgültigerz, das kästige Hornsilber, der graue, unscheinbare Silberglanz, nur nahe der Erdoberfläche als Bildung sekundärer Einwirkungen der Tageswässer auf die verhältnismäßig silberarme Gangmasse. Mit zunehmender Tiefe stellten sich andere Erze ein, die durch verheißungsvollen Glanz den Bergmann narreten und von ihm als Geschenke böser Geister — „Nickel“ und „Kobalt“ — auf die Halde geworfen werden mußten, wenn sie nicht, was oft genug geschah, in das silberreiche Schmelzgut gelangten und es unschmelzbar machten und verdarben. Die Zersplitterung in zahllose Kleinbetriebe erschwerte und verteuerte den Bergbau und führte zu endlosen Rechtsstreitigkeiten, die vielen den unrentabel gewordenen Betrieb verleiteten. Die Wälder ringsherum waren abgeholzt, und der vor allem für den Hüttenbetrieb unentbehrliche Brennstoff mußte aus immer kostspieligeren Entfernungen herbeigebracht werden. So ging die Förderung rasch zurück, und die furchtbaren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges brachten das Todesurteil einem bereits still und einsam gewordenen Tal.

In den folgenden 150 Jahren hielten sich einige wenige Gruben kleinsten Umfangs. Wohl lernte man, nach sächsischem Muster, das Kobalt zur Farbenfabrikation ausnutzen; aber der Kobaltreichtum der Joachimsthaler Gänge war niemals bedeutend. Immer häufiger stellte sich dafür in den tieferen Grubenbauen ein auffällig schweres grauschwarzes Erz ein, das trotz aller Bemühungen keinerlei Verwendung zuzulassen schien und als „Pechblende“ auf die Halde wanderte. Dieser Pechblende, als deren Hauptbestandteil das seltene Metall Uran erkannt worden war, verdankt der Joachimsthaler Bergbau aber einen neuen Aufschwung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Man hatte entdeckt, daß das Uranoxyd einen ausgezeichneten Rohstoff für die Herstellung feuerbeständiger und darum vor allem in der Glas- und Porzellanindustrie verwendbarer Farben, namentlich gelber und orangeroter Töne abgab, und bald lieferte Joachimsthal

an alle Welt die rasch beliebt gewordenen neuen Farben und fand damit Brot und Gewinn für die spärlich gewordenen Belegschaften. In kleinem Rahmen zog sich dieser Betrieb, in der Hauptsache in der Hand des österreichischen Arars vereinigt, bis 1901 hin: dann brachten aber die immer stärker fallenden Preise für Silber und leider auch für Uranfarben von Jahr zu Jahr neue Fehlbeträge und zwangen zur Einstellung des größten Teils des Betriebes.

Jetzt ereignete sich jedoch ein neues Wunder: die jahrzehntelang als wertlos angesehenen Rückstände der Uranfarbenfabrikation, unscheinbare Reststoffe der Uranpechblende, wurden fast über Nacht zum wichtigsten, interessantesten und wertvollsten Stoff, den die damalige Welt kannte. Der mächtige Anstoß, den Röntgens Entdeckung der physikalischen Wissenschaft erteilte, hatte zahlreiche Forscher zu weiteren Untersuchungen in der neuen Welt der Strahlen veranlaßt, und 1896 entdeckte der Franzose Becquerel, daß das merkwürdige Metall Uran solche geheimnisvollen Strahlen aussendet. Zwei Jahre später gelang es dem Ehepaar C u r i e nachzuweisen, daß die neuen mächtigen Strahlen nicht an das Uran selbst, sondern an einen Stoff gebunden waren, der sich in winzigen Mengen in den Rückständen der Joachimsthaler Farbwerke befand, und bald konnten sie diesen Stoff als das Strahlenelement „R a d i u m“ nach einem übrigens noch heute angewendeten Verfahren aus den Rückständen der Joachimsthaler Pechblende isolieren.

Die Eigenschaften des neuen Elementes erwiesen sich als verblüffend und haben ganze Zweige der Naturwissenschaften revolutioniert, insbesondere die unaufhörliche und scheinbar aus dem Nichts erfolgende Abgabe von Energie und die Abgabe einer Gasemanation, die sich nach kurzer Zeit in ein neues Element, das „Helium“, umwandelte und damit zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit den uralten Traum von der Verwandlung der Materie verwirklichte. Für den wirtschaftlichen Wert der Entdeckung wurde aber entscheidend, daß sich die ärztliche Wissenschaft der ungeheuren Kräfte bedienen lernte, die das Radium auf allerengstem Raum und ohne Erschöpfung mit seinen Strahlen aussendet. Hiermit schien das lange Zeit einzige Mittel gegeben, dem unheimlichen Gespenst der bösartigen Krebsgeschwüre ohne blutige und riskante Operation beizukommen. Bald konnte der kleine Joachimsthaler Betrieb, der 1906 mit der Darstellung von Radiumpräparaten begonnen hatte, der Nachfrage aus aller Welt nicht genügen, so daß auch die massenhaften Haldevorräte auf Pechblende und alle alten Fabrikrückstände verarbeitet wurden. Da das Radium der Pechblende nur in überaus geringfügigen Mengen beigemengt ist — ohne die auffällige Strahlenwirkung wäre es wahrscheinlich nie entdeckt worden — war die Fabrikation entsprechend teuer. Joachimsthal lieferte jährlich 10 bis 20 Tonnen Pechblende; 1 Tonne = 1000 kg Pechblende enthält aber nur etwa ein Zehntelgramm Radium, so daß jährlich bestenfalls wenige Gramm Radiumsalze abgegeben werden konnten. Für die wissenschaftlichen und medizinischen Verwendungszwecke vermochten aber schon Teilchen von einem Zehntelgramm und darunter nützlich zu sein, und willig zahlte man die riesenhaften Preise, die in den ersten Jahren mehrere hunderttausend Mark je Gramm betrugen. Bis-

her hat Joachimsthal etwa 55 Gramm Radium geliefert, wovon der größte Teil auf Grund alter Verträge nach England geliefert worden ist.

Die Bedeutung Joachimsthals für die Weltversorgung mit Radium ist eingeschränkt, wenn auch nicht aufgehoben worden durch den etwa 1913 beginnenden Wettbewerb neu entdeckter Vorkommen in Colorado, die bis 1926 reichlich 200 Gramm Radium lieferten, dann aber durch noch reichere und größere Vorkommen in Belgisch-Kongo und, als neuesten und wichtigsten Wettbewerber, durch die den Joachimsthaler Gängen mineralogisch recht ähnlichen Vorkommen am Großen Bärensee im hohen Norden Kanadas. Es läßt sich schätzen, daß von der derzeitigen Weltradiumproduktion, deren genaue Statistik infolge der Geheimhaltungen von belgischer Seite allerdings nicht aufgestellt werden kann, Joachimsthal in den letzten Jahren etwa noch ein Drittel beigetragen hat, daß sein Anteil aber durch die gewaltig anschwellende kanadische Erzeugung stark zurückgedrängt werden wird.

Immerhin ist dieses neueste Erzeugnis der alten Freien Bergstadt nicht nur historisch bedeutsam genug. Es ermöglicht die Fortführung des Bergbaus auf vorläufig noch unabsehbare Zeit, da die Pechblende in den Gängen nach der Tiefe nicht nachzulassen scheint, und sichert dadurch mit den angeschlossenen Fabrikationsbetrieben einigen hundert Menschen das Brot. Vor allem erfreulich ist aber der Erwerb für die neue großdeutsche Heimat, deren so wichtige Radiumversorgung in den letzten Jahren infolge Devisenschwierigkeiten recht knapp geworden war. Auch die Ausnutzung der hochradioaktiven Quellwasser, die den alten Grubenbauen entströmen und schon seit der Vorkriegszeit in einer staatlichen Kuranstalt der leidenden Menschheit zur Verfügung gestellt werden, wird voraussichtlich neuen, wichtigen Aufschwung erfahren. Daß es der neubelebten Unternehmungslust gelingen wird, neue, reiche Erzmittel aufzuschließen und damit womöglich den alten Ruhm des „Thalers“ wieder aufleben zu lassen, mag bezweifelt werden; schöner und heilbringender kann der Segen werden, den das noch auf Jahrzehnte mit Sicherheit nachgewiesene Radium dem deutschen Gesamtvolke bringen wird.

Die Karte des Monats

Das Deutsche Reich nach dem 10. Oktober 1938



Styl: Walter Pöhl

Zeichnung: Rudolf Heinitz

Mit der Eingliederung Österreichs und der Sudetenländer hat sich das deutsche Reichsgebiet um rund 110 000 qkm vergrößert. Das Deutsche Reich hat heute einen um etwa 40 000 qkm größeren Gebietsumfang als das Deutsche Reich von 1914 (Verfaller Verlust: 70 144 qkm). — Die Sudetenländer bilden einen industriellen Wirtschaftsräum, in dem die Konjunktüherstellung überwiegend. In den Bodenschätzen sind günstige Voraussetzungen für die Entwicklung der verarbeitenden Industrie gegeben.

Goethe und die böhmischen Bäder

Aus seinen Schriften

Am allgemeinsten und unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann.

★

An Silvie v. Ziegefar

Zum 21. Juni, Karlsbad 1808

Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt,
Wo zum ird'schen Manna geist'ges man genießt;
Nicht vom Gnabentale, nicht nach Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Tee man trinkt für Blut —
Nein! am Teplstrand, von der großen Bruck,
Wo die Mohrenbande schaut Sankt Nepomuk,
Zu dem weißen Hirschen, der beständig rennt,
Ohne daß ein Hirschen seine Strafe hemmt,
Eile dieses Blättchen munter und geschwind,
Wo im kurzen Bettchen ruht das liebe Kind.

— — — — —

Groß am schönen Feste soll's in Karlsbad sein!
Ein paar hundert Gäste stellten schon sich ein.
Gleich soll jeder haben, was ihm konveniert:
Früh mit Wassergaben jeder wird traktiert,
Freuet sich nicht minder als beim größten Schmaus,
Denn er geht gesünder, als er kam, nach Haus.
Liebliches Gedudel tönte gestern nacht,
Luft'ger ist der Sprudel heut schon aufgewacht.
Fröhlich angefeuchtet steht der Fels umlaubt,
Kreuzes Danner leuchtet um das kahle Haupt.
Herzlich grüßt der Viedre dieses Tages Stern,
Hoch wird alles Niedre, Hohes neigt sich gern.

— — — — —

In Karlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen geologischen Betrachtungen genötigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein kühnes, vielleicht in früherer Zeit nicht denkbare Vornehmen, bestärkte in den bisherigen Vorstellungen: ein merkwürdiges Gestein ward daselbst gewonnen, starkes Wasser der Tepl und heftiges Aufbrausen der heißen Quellen trafen zusammen, Umstände, welche auf die Hypothese hinzudeuten schienen: diese große Naturwirkung sei als ein ungeheures galvanisches Experiment anzusehen.

★

Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad

Der Kaiserin Ankunft

Den 6. Juni 1810

— — — — —
Hier im waldbewachsenen Tale,
Das so mancher Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in tiefen Felsenschlünden
Feuer sich mit Wasser binden,
Klüften siedend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Ihro des Kaisers von Oesterreich Majestät

Weil dieses Thal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder sich erzeugt,
Wo heimlich, seit Urjahren unermüdet,
Heilsam Gewässer durch die Klüfte schleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer siedet
Und ohne Fall hoch in die Lüfte steigt
Und, wenn des Wirkens Leidenschaft gestillet,
Die Felsen bildet, denen es entquillet.

In tiefer Wildnis dieser Täler schreckte
Des Jägers Horn die scheuen Wilde kaum.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmens Karl belebt den stummen Raum.
Ein jeder, der zu bauen sich erkletterte
Auf heißem Boden, an der Schlünde Saum,
Und ferne her nun die Erkrankten ladet,
Sieht sich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

— — — — —
Selbst jener wilde Quell, den tief im Grunde
Kein Menschenwiß und keine Kraft beschwor,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde,
Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Thor.
Damit der feinste Pilger hier gesunde,
Wirft sprudelnd frei er volle Kraft hervor,
Zerreißt nicht mehr die selbstgewölbten Decken;
Nur heilen will er künftig, nicht erschrecken.

— — — — —
★

Herrn Cunos Buchhandlung zum eisernen Kreuz

Karlsbad, Ende Mai 1820

Heuer, als der Mai beflügelt
Wiegt in Tagen sich, den milden
Seh' ich, was die Deutschen bilden,

Auch in Böhmen abgespiegelt.
Was du bringst, im Heft und Bande,
In Formaten groß und klein,
Sei es Heil dem guten Lande,
Mögen's reine Bilder sein.

★

Der Kammerberg bei Eger

Der Kammerbühl (Hügel), sonst auch der Kammerberg, hat seinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage weniger Häuser, die Kammer genannt. Er zeigt sich, wenn man von Franzensbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Lusthäuschen auf seiner Höhe und merkwürdig durch vulkanische Produkte, aus denen er besteht...

Läßt sich Böhmen als ein großes Thal ansehen, dessen Wasser bei Ausflüß abfließen, so kann man den Egerdistrikt als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieses Namens sich seiner Wasser entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend, von der zunächst hier die Rede ist, so erblickt unsre Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzensbrunner Moors einen vormaligen Gebirgssee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Alkali und andern chemischen Bestandtheilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugnis ablegen.

Die Hügel und Gebirge, welche diese Moorfläche umgeben, sind sämtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldspatkrystallen, dem Karlsbader ähnlich, findet sich zunächst bei der Einsiedelei von Liebenstein. Ein feinkörniger mit gleichgemischten Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäusel. Nicht weniger bricht Gneis bei Rossenreit. Aus Glimmerschiefer jedoch, der uns hier besonders interessiert, besteht der Rücken, welcher das Franzensbrunner Moor von dem Egertale scheidet. Aus der Verwitterung dieses Gesteins entstand der Boden der meisten Felder dieser sanften Anhöhen, deswegen man auch allenthalben Überreste von Quarz findet. Die Höhle hinter Driesenhof ist in den Glimmerschiefer eingeschnitten.

Auf diesem Rücken, sanft, doch entschieden erhoben, einzeln und abgesondert, liegt der von allen Seiten her gesehene Kammerbühl. Seine Lage ist an und für sich schon hoch, und um so bedeutender wird die Aussicht auf seine Höhe.

Man versetzt sich in das offene Lusthäuschen, und man findet sich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nordwesten hat man die regelmäßigen schönen und heitern Gebäude Franzensbrunns vor sich. Wie man sich nach der Rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landschaft in der Ferne den sächsischen Fichtelberg, die Karlsbader

Berge, sodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria-Kulm, dann das Städtchen Königswart, wohinzu das Moor seinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter Berg, weiter ostwärts den Tillberg, wo der Glimmerschiefer mit Granaten sich findet. Ungesehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt sich nicht. Über dem Tale hingegen, das er einschneidet, steht das Kloster Sankt Anna auf einer ansehnlichen Höhe, auf welcher schöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerschiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachsener Berg, der eine Einsiedelei verbirgt; in der Ferne treten sodann der Bayreuther Fichtelberg und die Wunsiedler Berge hervor. Herwärts sieht man sodann das Schloß Hohberg, völlig im Abend den Kappelberg, mehrere Ansiedlungen, Dörfer und Schlösser, bis sich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzensbrunn anschließt . . .

★

Wir haben uns so viele Jahre mit Karlsbad beschäftigt, uns um die Gebirgs-erzeugnisse der dortigen Gegend gemüht und erreichen zuletzt den schönen Zweck, das mühsam Erforschte und sorgfältig Geordnete auch den Nachkommen zu erhalten. Ein Ähnliches wünschten wir für Marienbad, wo nicht zu leisten, doch vorzubereiten, und deshalb sei ohne weiteres zum Werke geschritten.

Zuvörderst also möge von der Lage des Stiftes Tepl die Rede sein, dessen Polhöhe 49° 58' 53" O bestimmt worden. Ferner hat man durch Erfahrung und Rechnung gefunden, daß dasselbe 242 Pariser Klafter höher als die königl. Sternwarte zu Prag gelegen sei. Ist nun zugleich ausgemittelt, daß die äußerste Felsenspitze des Podhora (Podhorn-Bergs), an dessen östlichem Fuße Tepl gelegen, um 324 Pariser Klafter über gedachte Prager Sternwarte hervorragte, so folgt die Überzeugung, daß man sich auf einem der höchsten Punkte von Böhmen befinde.

Dies bestätigt die weite Aussicht, deren man schon auf einer Mittelhöhe genießt, ingleichen der Lauf sämtlicher am genannten Berg entspringenden Gewässer; denn an der östlichen Seite des Rückens gießen mehrere Quellen ihre Wasser erst ostwärts nach dem Stifte zu und laufen sodann, nachdem sie verschiedene Teiche gebildet, vereint und nun Tepl genannt, unter Karlsbad in die Eger; andere, nicht weit abliegende an der Westseite, nur durch geringe Erhöhung gesonderte Quellen ergießen dagegen sich südwärts, bis sie endlich, mit vielen Bächen und kleinen Flüssen vereinigt, in der Gegend von Pilsen den Namen Beraun erhalten.

Die Handwerkslehren der Künstler

Seit dem Aufstieg des neuen Reichs hat der Anteil am Leben der Kunst und der Dichtung in Deutschland immer größere Ausmaße angenommen. Die letzte Phase der bildenden Kunst und ihre internationalen Erscheinungsformen wurde Gegenstand von Auseinandersetzungen, wie es sie in solcher Intensität und unmittelbarer Lebensteilnahme selbst in den Zeiten vor dem Kriege nicht gab; gegen die Literatur der Unwirklichkeit, die sich vor allem nach 1918 entwickelt hatte, erhoben sich Gegenbewegungen von Betrachtungsweisen aus, die nichts mehr mit dem Bisherigen gemein hatten. In der Musik ergab sich das gleiche Phänomen: überall regte Auseinandersetzung über das Grundsätzliche, über Aufgaben und Ziele des Schaffens und eine Teilnahme für und wider, die da zeigt, wie sehr die Kunst in allen ihren Erscheinungsformen wieder Faktor des Lebens selber, nicht nur der schon abstrakten Bereiche geworden ist.

So erfreulich diese Teilnahme der Gesamtheit an den Vorgängen und Problemen der Kunst und der Dichtung ist, so viel Schwierigkeiten ergeben sich, sobald man in die Auseinandersetzungen über das Grundsätzliche, über Sinn und Ziele heutigen Schaffens gerät, sobald die Aufgaben und die Wertungen diskutiert werden und das Gebiet der Produktion seine begriffliche Klärung und Deutung empfangen soll. Wo eine solche nicht grundsätzlich als vom Übel abgelehnt wird, sondern wo, wie in den Ateliers der jungen Maler oder Filmkünstler mit lebendigster Teilnahme um Klarheit und Einsicht gerungen wird, stellt sich sehr bald heraus, daß hier eine sehr wesentliche Aufgabe der Zeit sichtbar wird, die bisher feltamerweise übersehen und umgangen wurde. Es ergibt sich dort sehr bald, daß auf fast allen Gebieten der Kunst, von der Dichtung bis zur Plastik seit Jahrzehnten jeder Versuch erneuter Klärung der Grundlagen und Reinigung der Grundbegriffe von einem Standpunkt von heute aus fehlt. Die Entwicklung ist überall weiter gegangen: die Mittel, sie zu erkennen, zu durchleuchten und damit ebenso wie mit der Praxis weiterzutreiben, sind die alten geblieben. Die große Wendung von der Ästhetik zur Kunsttheorie, die dem Kantischen Schritt von der Metaphysik zur Erkenntnistheorie entsprach, brachte Conrad Fiedler in den 70er und 80er Jahren: er starb 1894. Den Schritt von der abstrakten Diskussion in die konkrete Seele des schaffenden Menschen versuchte für die Literatur Wilhelm Dilthey mit seinem Buch vom Erlebnis und der Dichtung; es erschien 1905. Die beiden wichtigsten theoretischen Schriften aus der künstlerischen Praxis, Klingers „Malerei und Zeichnung“ und Hildebrands „Problem der Form“ haben die Erscheinungsjahre 1891 und 1893. Aus der gleichen Zeit stammt Signacs „Von Delacroix zum Neo-Impressionismus“: damit schließt die Reihe. Wir halten trotz all der vielen Bücher von Künstlern und über Kunst

und Künstler, die seitdem erschienen sind, im Grunde noch immer beim Vorkrieg: auch Wölfflins Grundbegriffe von 1915 gehören in die vergangene Welt, gehen wie die alte Ästhetik und wie im Grunde auch noch Conrad Fiedler vom Werk, nicht vom Künstler aus. Die Wendung zu ihm hatte allein Alois Riegl in der Einleitung seiner Spätromischen Kunstindustrie genommen — von Riegl aus wurde sie bis zum Krieg weitergetragen, um dann in den Tagebüchern des gesunkenen Franz Marc vorläufig zu verklingen.

Man könnte hier wie gesagt einwenden: das alles sei mit Recht verklingen. Kunst sei Sache der schöpferischen Arbeit, nicht der Theorie oder Deutung: das Handwerk sei das Entscheidende und nicht die Abstraktion. Das hat seine Richtigkeit für die Schaffenden im Augenblick des Schaffens: unter der Arbeit wird kaum einer Zeit für deutende Betrachtung seines Tuns haben. Aber bereits Hebbel wußte: „Das gestaltete Leben ist schon vom Tode umarmt; nur das sich erst entwickelnde, sich aus dem Keim losringende, ist eigentliches Leben.“ Vielleicht hat dies Ringende Anspruch darauf, unberührt zu bleiben, solange es ringt: sobald es das Ergebnis seines Tuns aus sich herausgestellt hat, in den Bereich, in dem die Macht des Todes einsetzt, beginnt der Anspruch nicht nur, sondern die Notwendigkeit der Klärung. Das ist's ja, was den Menschen zieret, heißt es bei Schiller — und dies Spüren im innern Herzen ist ohne Klarheit und Bewußtheit nicht denkbar; denn dazu ward ihm der Verstand. Es ist schon so: die Gegenwart, reicher am Anteil an aller Kunst als die Zeiten der Vergangenheit, steht vor der Aufgabe, aus dem neuen heutigen Verhältnis zum Schaffen und nicht nur zum Werk unsere heutige Einsicht in Wesen, Aufgaben und Ablauf der künstlerischen Prozesse festzustellen — vom Standpunkt des Schaffenden wie des Deutenden aus.

Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht leicht; eben weil die Kunstbetrachtung inzwischen sinngemäß die Wendung vom Werk und seiner ästhetischen Analyse über die Kunsttheorie zur Psychologie des künstlerischen Prozesses selber genommen hat, wird gerade die Gegenwart auf die Dauer nicht um diese Arbeit herumkommen. Conrad Fiedler konnte sich noch mit der Feststellung begnügen, daß der Künstler aus der bewegten Fülle des Lebens die Sichtbarkeit isoliert herauslöste und mit ihr seine Vorstellung verwirklichte: Alois Riegl ging schon auf diesen Bewertungsprozeß und auf die seelischen Voraussetzungen ein, die ihn und damit sein Ergebnis, das Werk entscheidend bedingen und formen. Die neuere Betrachtung künstlerischer Vorgänge ist auf diesem schon durch Nietzsche vorgezeichneten Weg weitergegangen: sie hat trotz aller Einwände, die im erkennenden Geist den Widersacher der schaffenden Seele sehen wollen, sich an das schwierige Unterfangen gemacht, in der erkannten Seele zugleich das Geheimnis der produktiven mit zu ergreifen. Sie wird nicht umhin können, auf diesem Wege weiter zu gehen — so viel an Widerständen sich hier auch erheben und ergeben möge.

Denn wahrscheinlich liegt hier die Ursache, daß die letzten Jahrzehnte mit den Versuchen deutender Klärung auf diesen Gebieten so zurückhaltend geworden sind. Erkenntnis der Seele sagt noch wenig über die Produktivität der Seele aus — und erkannte Seele ist noch nicht schöpferische. Die weiß selbst nicht,

was aus ihr wächst, lernt sich erst im Schaffen erkennen — und bleibt immer wieder im Dunkel hinter aller Erkenntnis, als das treibende, zeugende, wirkende, aber nur mit dem Werk, nicht mit sich in das Erkennbare eingehende Moment. Gewiß: Einsicht und Erkenntnis des eigenen Selbst gehören immer zu den Voraussetzungen der schaffenden Tätigkeit des Dichters wie des Malers: ein Mann wie Hebbel formte zuletzt seine Welt im tiefsten mit erkanntem Seelenmaterial aus den Untergründen des menschlichen Wesens: das aber, was in ihm formte, was Kandaules oder das Nachtgespräch zwischen Volker und Hagen werden ließ, lag jenseits der Erkenntnisgrenzen, wenigstens so lange es Dinge wie diese wirkte. Nach dem Ablauf des schöpferischen Prozesses ging jedoch gerade ein Mann wie Hebbel selber dem eigenen Geheimnis nicht ohne unheilige Neugier nach: er suchte selber Klarheit über den Vorgang in seiner Seele zu gewinnen und damit für die nächste Aufgabe neue Bedingungen der Schöpfung zu schaffen. Er arbeitete gewissermaßen die Oberfläche der produktiven Schicht seiner Seele mit dem Pflug der Bewußtheit auf, damit das Samenkorn des nächsten Werkes seine Wurzeln in noch tiefere Bereiche seines seelischen Bodens treiben konnte. — Eine ähnliche Aufgabe wäre dem gestellt, der es unternehmen wollte, nicht nur die Beziehungen zwischen dem Erlebnis und der Dichtung, der Sichtbarkeit und der Bildvorstellung des Malers darzustellen, sondern zugleich das Geheimnis aufzuhellen, das um den eigentlichen Gestaltungsvorgang und seine treibenden Kräfte ist. Einer solchen Aufgabe wäre naturgemäß nur jemand gewachsen, der selber in seiner Seele so viel an produktiver Kraft besitzt, daß er imstande ist, die Vorgänge eines Schaffensprozesses nach- und zugleich mitzuerleben. Nur künstlerische Menschen haben die Möglichkeit die heutigen Aufgaben der Kunstbetrachtung zu lösen und wirkliche Gebietserweiterungen zu bringen. Der gebildete, gelehrte Historiker ohne diese Voraussetzungen scheidet ebenso aus wie der philosophische Denker, dem die alte Ästhetik ihr Dasein dankte. Männer wie Alois Riegl, der den sensibeln Instinkt für die wechselnden Gefühlsbeziehungen zum Raum mitbrachte, konnte auf lange hin Wegbereiter und Vorläufer werden; im übrigen werden für diese Aufgabe und ihre Lösungen im wesentlichen Menschen etwa von der Art Rainer Maria Rilkes in Frage kommen. Rilkes Briefe, seine Sendschreiben über das Dichten sind bis heute die am weitesten vorgetriebenen Versuche in dieser Richtung, denen auf den anderen Gebieten des künstlerischen Schaffens noch wenig Gleichwertiges zur Seite zu stellen ist. Rilke geht in seinen Darlegungen wie Hebbel bis an die Wurzeln des Prozesses, berichtet mit der Sachlichkeit des genialen Kritikers von dem, was er in sich selber bei dem schöpferischen Vorgang an Geheimnissen erspäßt hat, und ruht das Erfahrene zugleich bewußt für seine weitere Arbeit, die von Fall zu Fall immer tiefer in ihn und sein Dunkel hinabführt. Für Malerei und Plastik liegen ähnliche Erweiterungen der inneren Erkenntnis noch nicht vor.

Rilke und seine Briefe bezeichnen den einen Weg, der zu diesen Zukunftsaufgaben gangbar ist. Es gibt im Bereich des Empirischen einen zweiten, den im wesentlichen die Künstler einschlagen werden, die mit ihrer Arbeit am meisten dem Konkreten verbunden bleiben, an das Material und seine Existenz im Raum

gebunden sind, die Architekten und die Bildhauer. Hildebrands Problem der Form war jahrzehntelang Typus dieser Art von Handwerksästhetik, die zugleich eine Art von Arbeitsanreiz oder zum mindesten Arbeitsunterstützung durch Klärung über die grundlegenden Formprobleme der Plastik war. Hildebrands Theorie der Flächen und des Reliefs gab Generationen junger Menschen eine Grundlage der Betrachtung, eine einseitige gewiß, aber ein Fundament, auf dem sich stehen ließ, vor allem, wenn man von Rodin her, vielleicht ebenfalls über Rilkes Aufzeichnungen, die Ergänzung von der allseitigen Rundplastik hinzunahm. Rilke fehlte die Handwerkserkenntheit Hildebrands: er gab seiner Einseitigkeit das Korrektiv, dessen sie bedurfte. Es ist an der Zeit, das aus der durch den Wandel im Gefühl wie im Verhältnis zum Raum sehr veränderten heutigen Betrachtung und den neuen Aufgaben ein Mensch mit praktischen künstlerischen Erfahrungen ein neues Problem der plastischen Form herausbringt. Der Berliner Bildhauer Wilhelm Gerstel hat seit längerem eine Arbeit dieser Art fertig, mit ausgezeichneten Einzelseinsichten und Erkenntnissen: es wäre schön und wichtig, daß sein Buch irgendwo das Licht der Welt erblicke und seine notwendige Wirkung auf junge Menschen übe. Für die Architektur hatte Heinrich Goesch während seiner Lehrtätigkeit an der Dresdener Kunstgewerbeakademie die gleiche grundlegende Arbeit in seinen Vorträgen geleistet, die auch noch der Veröffentlichung harren. Die Psychologie der inneren Vorgänge, wie sie Darlegungen im Sinne Rilkes geben, bekommt von Arbeiten solcher Art die Ergänzung vom Objektiven her: Innen und Außen berühren sich — und erst aus dieser Berührung kann sich die geschlossene tragende ganze Einsicht ergeben. Denn beide müssen, wofern die jeweiligen Einsichten und Feststellungen wirklich Einsichten und Feststellungen sind, zu den gleichen Ergebnissen kommen, so sehr, daß man wahrscheinlich sogar die einen an den anderen wird kontrollieren und gegebenenfalls richtigstellen können. Wobei aber wunderlicherweise die Feststellungen von der Rilke-Seite, die von Innen, vom Subjektiven her, das Übergewicht der Überzeugungskraft behalten werden.

Der Ursprung der Astrologie

Wer der Astrologie gerecht werden will, muß sich ernsthaft in ursprüngliches Denken über die Natur einleben. Wir stecken voller Erbschaft ungezählter Jahrtausende. Hundertfältige Befreiungen des Geistes und der Seele werden uns zuteil, ehe wir nur recht lernen, selber zu denken. Gedankenlos und danklos bedienen wir uns ihrer, als wär's unser selbstverständliches Eigen.

Unser Wohnplatz eine frei im Raume schwebende Weltkugel: jedes Kind weiß das. Aber ist es wirklich eine billige Selbstverständlichkeit? So mancher Große, dem trotz Schuldrill und Lebensnöten der gesunde Trieb zur Eigenbürgschaft für seine Weltansichten und Einsichten in Frische blieb, mag da Unbehagen spüren. Vielleicht fragt er sich im stillen (wenn er nicht gerade Geograph, Astronom oder Physiker ist): Wie kann sich der Erdball schwebend erhalten? Muß er denn nicht „fallen“? Was ist das doch für eine eigene Sache mit der „allgemeinen Schwere“, die die rollende Erde über 150 Millionen Kilometer hin an den Umkreis der Sonne bannt — und die Sonne in ihrem eigenen Gleichgewicht ruhen läßt; oder „fällt“ sie nicht doch im Schwerfeld des Fixsternsystems, indes sie zugleich mit all ihrem Planetengefolge die Eigenbahn im Weltraum dahinzieht, die ihr auf unbekannte Weise der Wurf ihrer Geburt verlieh?

Nein, es ist keine simple Sache um das Kinderwissen: die Erde ist ein Weltkörper unter vielen. Der Satz ist erkämpft mit härtester Geistesmühe unnenntbar zahlloser Gewesener. Und den Begriff des Weltkörpers für etwas Altes in der geistigen Kistkammer der Menschen zu halten, heißt ganz und gar die Perspektive verkennen, die sich dem Blick in die Vergangenheitstiefe darbietet. Der Begriff ist so jung, daß er auch heute noch erst wenigen selbst in seiner einfachsten Gestalt sicher zu eigen ist. Nach dem Zeitmaßstab, den die Geschichte der Astrologie unserer Betrachtung abverlangt, ist der Begriff des Weltkörpers eine Angelegenheit der Gegenwart und der Zukunft. Von jeher und praktisch bis heute gab und gibt es für die Menschen nicht „Weltkörper“, sondern einzig und allein „die Welt“ — die Welt, die sich um den Bereich unseres Lebens und Wirkens dreht; und jeder Einzelne ist höchst persönlich Mittelpunkt seiner Welt. Man darf das auch in diesem „zwanzigsten“ Jahrhundert (all die vielen vorher zählen wir ja nicht) keineswegs nur psychologisch verstehen. Wenn der Mond durch die treibenden Wolken lugt, ist er uns allen in der unmittelbar frischen, nicht von denkerischem Reflektieren durchsehten Anschauung das Schiefgesicht hinter und in den Vorhängen, die der Wind bewegt. Wievielen unter uns sind die Maßstäbe der Entfernungen von Wolken und Gestirnen auch nur in bescheidenster Annäherung „in Fleisch und Blut“ eingegangen?

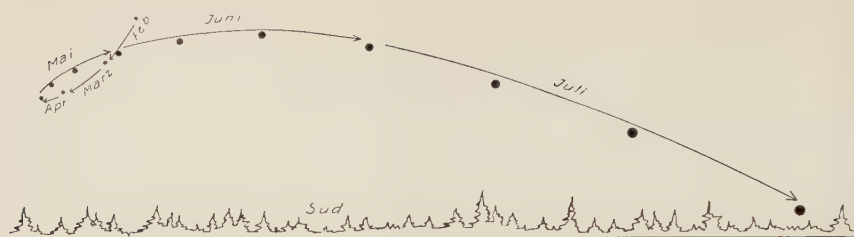
Der Ursprung der Astrologie liegt in den Jahrzehntausenden (bescheiden gemessen!), in denen selbstverständlich war, was noch altgriechische Lehre ernsthaft meinte: Die Winde der hohen Atmosphäre treiben die kreisenden Ge-

stirne um. Die Sterne gehören ganz und gar den Vereichen der Weltenmächte droben an. Sie sind dort daheim, wo Wolken, Blitz und Stürme entstehen. Ursprünglich war der am Morgenhimmel, im heliakischen Aufgang, neu erscheinende Hundstern ganz und gar nicht „Anzeichen“ der Zeit sommerlicher Bruthitze, nein, er machte diesen Abschnitt des Jahres (zusammen mit der Sonne) so, wie er immer von neuem wurde. Und in all den zahllosen Wetterregeln aller Völker waren die Plejaden ursprünglich nicht „Verkünder“ von Sturm, Regen oder Kälte, sondern sie waren deren Erzeuger. Und nicht abstrakte physikalische Kräfte treten da oben in Funktion. Wo Wirken ist, ist Wille, ist Leben. Im Großen Wären haust feuchthaarig die frostige Nymphe Helike und peitscht Schnee und Hagel zur Erde. Wir wissen von den alten griechischen Hundsothern an Sirius, von den Opfern an Plejaden, Hyaden, Orion und Arktur, an die Planeten, die Tierkreisbilder und Dekane, von Gebeten, Prozessionen, Waffentanz und Statuen zu Ehren der mächtigen Wettermacher unter den Sternen. In der geschichtlichen Zeit wuchs die griechische Wissenschaft rasch über diese uralte Stufe der Gestirndämonie und Gestirnvergottung hinaus. Aber der gemeine Mann nicht; und im systematisirten Sternglauben der Astrologie spuken Gestirngötter Agyptens und Babyloniens mit zahllosen vergangenheitsbelasteten Gestalten des griechischen Pantheons bis in mittelalterliche und „moderne“ Astrologie fort. Was einst der lebendige Stern Gott selber wirkte, ist heute, unverwandelten Wesens, zur „Entsprechung“ abgeblasft.

★

Daß aus heiterm Himmel Tau zur Erde tropft, erlebt man nicht bei Tage. Es geschieht, wenn die Sterne funkeln, wenn der Mond seinen kalten Glanz über die Erde gießt. Deshalb mußte die Meinung von einem Abfluß, einem Einfluß der Gestirne entstehen — als man noch nicht ahnen konnte, wie hoch und fern über allem Irdischen die Sterne wandeln, und noch der Meinung war, auch in kosmischen Vereichen wirkten die Winde als bewegende Kräfte.

In unserem täglichen Sprachgebrauch sind ähnlich allgemein wie der Ausdruck „Einfluß“ noch viele andere Worte und Redewendungen von der Astrologie her eingedrungen. Betrachten wir zunächst ein paar Ausdrücke, die sich auf Wandelsterne beziehen. Wir nennen einen Menschen jovial, wenn er von frei und groß gearteter Natur und, obwohl nie ohne Würde, doch heiter-freundlichen Wesens ist. Mit Recht denken wir dabei an Zeus-Vater, den Gott des lichten Tages (Jupiter, Wesfall: Jovis). Aber die ursprüngliche Meinung war, dem Jovialen habe der majestätische Planet, den die Alten nach Jupiter benannten, in der Geburtsgestirnung sein glückhaftes Wesen aufgeprägt. In mittelalterlichen Planetenkinderbildern und mehr noch in dem ungeheuren astrologischen Schrifttum der Vergangenheit tritt zutage, wie auf alle Wandelsterne jene Fülle von Eigenschaften übertragen wurde, die die griechische Götterlehre den olympischen Taufpaten der Planeten zugeschrieben hatte. Das war, als das System der antiken Astrologie ausgebildet wurde, keineswegs ganz willkürlich geschehen. Man suchte in der eigenen Vorstellungs- und Ausdruckswelt so gut wie möglich



Mars am Morgenhimmel, etwa 1½ Stunden vor Sonnenaufgang, Februar bis Juli 1939 (für 50° nördl. Breite): Im Februar und März Bewegung sonnenwärts (der Sonnenaufgang kündigt sich im SO am Horizonte, links, an). Verzögerung der Bewegung um die Zeit des Geviertscheins Ende März; Umkehr und immer rascheres Zurückweichen unter starker Aufhellung des Planeten bis zur Opposition, dem Gegensein, Ende Juli.

dasselbe wiederzugeben, was nach ägyptischer und babylonischer Sternenweisheit das Wesen der einzelnen Gestirne und der in ihnen sich offenbarenden göttlichen Mächte war. Mit der neuen Benennung war dann freilich dem Zauber des Namens, der „Verführung der Worte“, freies Wirken verliehen. Aber wenn man bis zu den ursprünglichen Quellen in der Naturbeobachtung zurückgeht — was die kulturwissenschaftliche Forschung noch viel zu wenig tut —, so kann man vielfach auch hier die sich immer erneuernde und deshalb kräftig fortwirkende „Erfahrung“ aufdecken, die am Anfang der ganzen Entwicklung stand. Wohl am klarsten erkennbar ist sie bei dem Planeten Mars.

In den Eigenbewegungen am Himmel, die den Wandelsternen für frühe Naturbeobachtung ein so geheimnisvolles Leben verleihen, stimmen die oberen Planeten Mars, Jupiter und Saturn überein. Aber die Eigentümlichkeiten dieser Eigenbewegungen sind bei Jupiter und Saturn viel weniger ausgeprägt als bei Mars, der uns von den dreien am nächsten ist.

Die oberen Planeten sind dann am besten zu beobachten, wenn sie der Sonne am Himmel gegenüberstehen, also abends aufgehen, morgens untergehen und um Mitternacht höchste Stellung, am Südhimmel, erreichen. Das Fachwort für diese Stellung zur Sonne ist Gegensein oder Opposition, auch ein Ausdruck, der den Jahrhunderten astrologischer Gläubigkeit die Art seiner Einbürgerung in unserem Sprachgebrauch verdankt. Was sieht man am Himmel, wenn Mars in den Gegensein zur Sonne gelangt? Wir wollen es am Beispiel der Marsopposition von 1939 deutlich machen.

Monate vor der Opposition ist der Planet nur in der zweiten Nachthälfte am Himmel zu sehen (und wir wollen schon hier daran erinnern, daß Ackerbauer im allgemeinen am besten mit den Sternen der Morgendämmerung, die den Beginn ihres Tagewerks bescheinen, vertraut sind). Die Marsopposition 1939 tritt am 23. Juli ein. Zu Beginn des Jahres geht der Planet in unseren Breiten zwischen 3 und 4 Uhr morgens auf, und zwar am südöstlichen Horizont. In den ersten beiden Monaten des Jahres ändert sich die Aufgangszeit nur wenig, sie wird bis Anfang März nur um eine gute halbe Stunde früher. Wir verfolgen



Bewegung des Planeten Mars von April bis Oktober 1939 unter den Fixsternen: Rückläufigkeit von Ende Mai bis Ende August. — In dem gegenüberstehenden Bilde ist die Auswirkung dieser Bewegungen für einen irdischen Beobachter dargestellt, der immer morgens $1\frac{1}{2}$ Stunden vor Sonnenaufgang Ausschau hält.

aber nicht die Aufgänge des Planeten, sondern schauen immer eineinhalb Stunden vor Sonnenaufgang nach ihm aus. Was wir dabei im Laufe der Monate sehen, stellen wir in einer Zeichnung zusammen.

Im Februar und März wandert der Planet nach links hin, das heißt: in Richtung zur aufgehenden Sonne. Im April setzt sich dieses Hinstreben zur Sonne nur noch langsam fort und kommt zum Stillstand. Was hemmt den Planeten? Etwa die Sonne, die ihm vom östlichen Himmelsrande her ihre Strahlen entgegenwirft? Welche Macht sonst könnte es sein? So fragt der rein auf das eigene Schauen angewiesene Mensch. Der Planet muß zurückweichen. Im Laufe des Mai wird er schon fast bis dahin zurückgedrängt, wo er im Februar stand. Aber es scheint, daß er den Kampf mit der feindlichen Macht aufnehmen will; denn seine Helligkeit, die schon vorher ein wenig wuchs, beginnt im Mai deutlicher zuzunehmen; und im Juni und Juli wird das scheinbare Ringen immer dramatischer. Immer mächtiger schwillt der Glanz des Planeten an. Aber immer schneller treibt der Widersacher ihn zurück. Gerade dann, wenn Mars auf dem Gipfel der Helligkeit angekommen ist, also gleichsam das Äußerste aus sich herausholt, ist er bis zum Untergangshorizont zurückgedrängt. Er muß hinabsinken, indes sieghaft am östlichen Himmelsrande die Sonne emporsteigt. Während der Kampfanstrengung wird nicht nur das Leuchten des Planeten von Woche zu Woche stärker, sondern auch das Rot seines Scheins wird dabei gewöhnlich tiefer und tiefer — wie es ja auch nach menschlicher Erfahrung die Erhitzung in Anstrengung und Kampfesjorn mit sich bringt!

Man schaue das Kampfspiel in der Wirklichkeit an. Mars steigert sich von Anfang Februar bis Ende Juli 1939 auf vierzigfache Leuchtkraft! Gleichartig ist es bei jeder Opposition. Nach dem Gegenschein, mit dem der Kampf entschieden ist, nimmt die Helligkeit wieder ab.

Auch wenn man die Bewegung des Planeten nicht an seiner Stellung zur aufgehenden Sonne mißt, sondern an den Fixsternen, ist das Zurückweichen um die Oppositionszeit (1939 zweite Junihälfte bis Mitte August) auffällig genug. Niemand, der das Schauspiel am Morgenhimmel verfolgt, wird sich seiner ausdrucksvollen Lebendigkeit verschließen können. Wer unter uns aber vermöchte es sich aus eigener Überlegung zu „erklären“? Ist es verwunderlich, daß man im roten Mars den hitzigen Kampfplaneten sah, und in der Opposition den Kampf- aspekt? Nein, verwunderlich müßte es scheinen, wenn alter Stern glaube nicht zu solchem Schluß gekommen wäre. Es war ein Fehlschluß. Aber er war zeitbedingt unvermeidlich. Für das Weltbild, in dem er entstand, war er gültige Wissenschaft.



Die Erscheinungen der Gegenseheinzeiten haben bei Jupiter und Saturn lange nicht so auffälligen Kampfcharakter wie bei Mars. Die Planetenhelligkeit steigert sich zwar auch und erreicht ihren Gipfel zur Zeit der Opposition, aber die Unterschiede gegen die gewohnte Leuchtkraft sind bei Jupiter und Saturn viel geringer als bei Mars. Kommen zwei Planeten miteinander in Gegensehein, so ist von Anzeichen eines Kampfes überhaupt nichts wahrzunehmen. Ebenso verhält es sich beim Gegensehein eines Wandelsterns mit dem Monde oder eines Fixsterns mit irgendeinem Weltkörper des Sonnensystems. Nur der Mond erreicht gleich den oberen Planeten im Gegensehein zur Sonne sein größtes Licht, als Vollmond. Aber der Wechsel der Lichtgestalten vollzieht sich beim Monde mit so unabänderlich treuer, einfacher Gesetzmäßigkeit, und das Bewegungsspiel zwischen Mond und Sonne verläuft in so harmonischer Stetigkeit, daß es kaum einen feindseligen Eindruck machen kann, wenn sich Sonne und Mond am Himmel gegenüber treten. (So heißt es in „Dichtung und Wahrheit“, 13. Buch, 1814: „Man sieht ‚bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter‘ — so wie es ‚eine sehr angenehme Empfindung ist, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.‘“)

Wenn zwei einander gegenüberstehen, so kann das in der menschlichen Welt auch Freundliches und Förderliches bedeuten. Bei den Sternen sieht es nicht immer nach Kampf aus. In Übereinstimmung mit diesem Sachverhalt gilt noch bei den „wissenschaftlichen“ Astrologen von heute der Gegensehein n i c h t u n b e d i n g t als ungünstig, und man legt sich Theorien zurecht, nach denen er in bestimmten Fällen eine „wenn auch spannungsvolle, so doch fördernde Entsprechung“ darstelle. Gleichwohl gilt eine Opposition auch heute noch immer als ausgesprochener „K a m p f a s p e k t“ und als grundsätzlich ungünstig, während die zweite der beiden als ungünstig geltenden Winkelstellungen, die Quadratur (90°), vielleicht mehr „H e m m u n g s a s p e k t“ sei.

Jawohl, der Geviertschein (die Quadratur) i s t Hemmungsaspekt, und er ist es immer — für den in solche Stellung zur Sonne gelangenden P l a n e t e n nämlich. Betrachten wir noch einmal das Bild vom Kampf zwischen Mars und

Mars kinder machen manchen haß
Wissen nit wie / warumb / vnd wass

In Siben hundert acht vnd zwenzig tagen
Mag ich mich durch die wolcken tragen .



Darstellung der „Marskinder“ nach Hans Sebald Beham (1500–1550).

Sonne am Morgenhimmel im Jahre 1939 (S. 122). Der Geviertschein ist am 21. März gegeben. Und nicht lange, so muß der Planet in seinem verlangsamten Lauf vollends einhalten und muß umkehren!

★

Wir haben es heute leicht, die offensichtliche Hemmung des fortstrebenden Planeten, die Entwicklung eines Kampfes zwischen ihm und der Sonne, die erhebende Kraftanstrengung des Planeten in ihrer Harmlosigkeit als rein geometrisch bedingten Schein zu erkennen, dem in der kosmischen Wirklichkeit bei dem betroffenen Planeten gar nichts Tatsächliches entspricht. Unser eigenes Fortschreiten in der Erdbahn zwischen Sonne und Planetenbahn ruft sowohl den trügerischen Schein einer Umkehr des Planeten in seiner Bahn hervor, als auch den ebenso trügerischen Schein von Änderungen seiner Leuchtkraft.

Den Alten waren diese — mühsam genug in Jahrtausenden geistig erkämpften — Einsichten völlig verborgen. Ihnen mußte ein Geviertschein und Gegenschein als „ungünstige Winkel“ erscheinen, denen „auf jeden Fall Kampf und Hemmungen entsprechen“. Ihnen mußte der rote Mars als das Gestirn erscheinen, das sich vor allen anderen als hitzig und streitbar, als das Kampfgestirn, auszeichnete. Ganz so, wie es der „wissenschaftliche“ Astrologe noch heute wahr haben will:

(Entsprechungen des Mars, nach Frhr. v. Klöckler, Astrologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1927, S. 46 f.)

„Naturprinzip: ‚Motorische Energie‘.

Biologisch-physiologisch: Körperwärme, Muskelkraft, männliche Geschlechtsorgane und deren Funktionen.

Pathologisch: Entzündungsvorgänge.

Psychologisch: Energieentfaltung, Impuls, Kampfinstinkt.

Soziologisch: Militär und Polizei, auch Ärzte (früher gleichbedeutend mit Chirurgen).

Personifikation: Ärzte, Soldaten.“

Das klingt gelehrt. Aber es ist nichts als ein blindes Nachbeten alter, fehlschlüssiger Systematik, die uns in hundertfach wechselnden, krausen Formen, aber im Kern immer gleich, entgegentritt. Von den Marskindern sagt z. B. Ptolemäus: Der aufgehende Mars erzeugt weißlichrote, schöngröÙe, kräftige, helläugige, dicht- oder schlichtbehaarte Menschen mit warmtrockenem Temperament; der untergehende Mars macht einfach rote, kleinköpfige, gelbhaarige, unten kahle, glatthäutige, mittelgroÙe Leute mit mehr trockenem Temperament. Bei günstiger Gestirnung werden sie edle, mutige, geldliebende Herren, die viel ertragen können, stark und wagemutig jeder Gefahr entgegentreten; sie sind unbeugsam rücksichtslose Herrscher- und Führernaturen. Bei ungünstiger Gestirnung werden sie roh, rebellisch, blutdürstig, raubgierige Raufbolde, voller Jähzorn, Haß und Gottesverachtung. — Die Berufe, die die Marskinder zu erwarten haben, sind (nach Vettius Valens): Feuerarbeiter, Schmiede, Handwerker, Schwerarbeiter, Jäger, Soldaten vom gemeinen Söldling bis zum großen Heerführer. — Die Kranke

heiten, die Mars als „heißes“ Gestirn auslöst, stimmen nach der alten astrologischen Medizin mit den von der Sonne bewirkten überein; die Marskranken sind in Erregung und Fieber, gerötet und gleichsam brennend, ungebärdig, gierig nach Wasser, Wein und unzeitigem kaltem Bad; immer in Streit und durch Wortwechsel mit allen verfeindet; Herzkrankheiten, Aderverkalkung und Gicht sind die ihnen besonders drohenden Leiden. — Wenn Mars die Stunde regiert, so wird man (nach Karl Brandler-Pracht, 1920) „z. B. mit Vorteil Waffen oder schneidende oder stechende eiserne Instrumente einkaufen“; denn die „Marsenergien“ beeinflussen hauptsächlich „alle irdischen Äußerungen, Handlungen und Dinge, die mit Eisen oder Feuer, mit Leidenschaften, Gewalt usw. in Zusammenhang stehen“ (Zwischen und astrale Einflüsse, S. 16).

Wie einst, so heute: Wesen und Schicksale der martialischen Menschen und die „Einflüsse“ des Marsgestirns werden in Einklang gedacht mit dem, was die antike Götterlehre dem Taufpaten des Planeten, dem Kriegsgott Ares (lat. Mars) andichtete. Der wurde so zum Stellvertreter und Nachfolger des alten vorderasiatischen Feuer- und Bliggottes, des Bringers von Pest und Tod. Der Ursprung der durch die Jahrtausende gleichbleibenden Auffassung vom Charakter des Planeten ist in seiner roten Farbe, der Farbe der Erregung und des Kampfmetalls Eisen, und dem auffallenden Schauspiel seines scheinbaren Oppositionskampfes zu finden.

Vorabdruck aus dem demnächst im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, erscheinenden Werke des Verfassers: Umstrittenes Weltbild (1. Teil: Astrologie, 2. Teil: Entartete Wissenschaft vom Weltall). Das Buch erstrebt zweierlei: es beleuchtet die Astrologie, die Weltanschauung und andere, in geozentrische Betrachtungsweise zurückführende „Reformweltbilder“ vom Weltbilde der normalen Induktion aus, d. h. von dem einzigen fruchtbaren wissenschaftlichen Standpunkte. Darüber hinaus wendet der Verfasser aber sein besonderes Augenmerk darauf, die verschiedenen, von Laien so viel umstrittenen Lehren von ihren Entstehungsvoraussetzungen her geschichtlich und psychologisch verständlich zu machen. Im Falle der Astrologie, bei der ein solcher Weg hier zum ersten Male folgerichtig beschritten und zu Ende gegangen wird, führt das zu Durchblicken durch die gesamte geistesgeschichtliche Entwicklung, über die Gestirnreligionen zurück bis ins Willkürweltbild völlig naturabhängig lebender Menschheit frühester Kulturstufen.

Die Schriftleitung.

Aus dem Alltag der Antike*

V.

Am anderen Morgen nach dem Diner erhob man sich wieder zur täglichen Arbeit, zeitig, ehe die Hitze zu arg wurde. Die römischen Bauern sollen bald nach Mitternacht aufgestanden sein. Nachts lag man damals und während des Mittelalters nackt im Bett. Schlafanzüge waren unbekannt. Morgens schlüpften Männer und Frauen in ihr Hemd, ihren Chiton oder Kattun. Mehr zog man im Hause nicht an. Für die Straße warf man sich ein Plaid über, eine Decke oder Toga, die im arabischen Burnus fortlebt, und wenn es kalt war, zog man darüber eine mantilla mit oder ohne Kapuze. Bei uns entspricht der Toga noch der Talar. Statt der Knöpfe hatte man Sicherheitsnadeln. Die Schneider verdienten nicht viel, zumal die Mode nicht so wechselte wie heute. Man trug Sandalen; in der Stadt, im Dienst und auf Reisen gern den aestivalis, den leichten Sommerschuh (von lat. aestas = der Sommer), den stivale oder Stiefel. Auch dies haben die Alten schon gewußt, daß man mit Nägeln unter der Sohle auf unwegsamem Gelände besser auftritt. Römische „Bergstiefel“ kann man in der Saalburg sehen. Wer jeden Schritt, den er tat, unter glückhafte Zeichen stellen wollte, trug unter der Fußsohle das A und das O, den ersten und den letzten Buchstaben des griechischen Alphabets, und dazwischen das Hakenkreuz, das Sonnenzeichen, dessen indischer Name suastika „Wohlssein“ bedeutet. Das Ganze hieß also: „Alles Gute vom ersten bis zum letzten Schritt.“ In den weichen Sand der Parkwege drückte der Schreitende diesen Glückstempel ein. Wer in einem Park spazierte, konnte aber auch, im Sande eingedrückt durch die Sohlen eines zierlichen weiblichen Schuhs, das verheißende Wort lesen „akoluthei“, d. h. „folge mir“! Wer dieser Spur nachging, machte bald eine galante Bekanntschaft.

Der Mann sah ebensogut aus wie die Frau in dem ungeteilt, aber faltenreich herabfließenden, weißen oder buntfarbigen, bei Vornehmern purpurverbräunten Obergewand, dessen malerischen Reiz uns so viele Statuen offenbaren. Nur die Frau hat heute dies einheitliche Kleid bewahrt mit seinen Falten und Farben. Der Mann hat die Hose der Barbaren angezogen. Sie stammt von den Kelten und Germanen. Hose n t r a g e n galt in Rom als unsittlich und unästhetisch. Mit Recht. Man stelle sich Götter in Bügelfalten vor. Die Kaiser setzten Landesverweisung auf Hosentragen. Erst als die Soldaten der germanischen Provinzen sich unaufhörlich erkälteten, erlaubte ihnen ein Armeebefehl, zum Hemd Kniehosen unter dem Panzer anzulegen. Noch Karl der Große legte, wenn er als römischer Kaiser auftrat, seine Frankenhose ab und zog die zeremonielle Toga an.

Mit der Hose und der Jacke fehlten der Antike Tasche und leider auch Taschentuch. Wollte Marcus oder Quintus zahlen oder sich etwas notieren, so zog er

* Siehe „Deutsche Rundschau“, Juni-, Juli-, August- und Septemberheft 1938.

Geldbeutel oder Wachsafel aus den Falten des Gewandes. Weder Herr noch Dame schleppten sich mit Paketen. Den Knaben trugen Diener die Schulmappe nach. Gegen die Sonne ist der Südländer meist nicht empfindlich. Wer sie dennoch scheute, nahm einen Sonnenschirm, eine umbrella, mit. Bei Regenwetter blieb man lieber zu Hause. Wenn es regnete, führte man keinen Krieg.

Wohl gewaschen, rasiert, frisiert, gut gekleidet und gefrühstückt ging dann jedermann an sein G e s c h ä f t. Die Griechen und Römer haben die Arbeit nicht gescheut. Gewiß war den römischen Senatoren der Handel verboten. Dafür verwalteten sie als Richter, Finanzräte, Polizeidirektoren, Obersten usw. staatliche Ämter. Gewiß haben Plato und andere Athener von altem Adel, die ererbtes Vermögen besaßen, nur das Leben für die Polis und für die Erkenntnis, das schöne Denken und klare Reden — selbst eigenhändiges Schreiben vermied man in diesen Kreisen, die meisten antiken Schriftsteller haben diktiert — als eines freien Mannes würdig bezeichnet. Gewiß haben die Junker Homers nur gejagt und Sport getrieben und den göttlichen Dulder Odysseus verhöhnt, der „bloß“ Kaufmann zu sein schien. Aber daneben standen weite, für uns, die wir zuviel von politischen und philosophischen Menschen hören, nicht immer recht greifbare Kreise, die das Gefüge der antiken Volkswirtschaft im Gange hielten.

Gerade die Angriffe der Gegenseite beweisen ihre Bedeutung. Der erz-konservative Possendichter Aristophanes hat Sokrates als einen „Arbeiter“ — er war seines Zeichens Bildhauer, und die bildenden Künstler zählten nicht zur guten Gesellschaft — verachtet und den Politiker Kleon lächerlich gemacht, weil sein Vater eine Gerberei besaß. Andere Griechen dachten anders. Sowohl der Dichter Hesiod wie der Staatsmann Perikles haben gesagt: „A r b e i t s c h ä n d e t n i c h t, wohl aber Nichtstun!“ Als Xysias, der freilich kein Vollbürger war, durch Zusammenbruch seiner väterlichen Firma („Schilden gros“) sein Vermögen verlor, wurde er schnell entschlossen Advokat. Er hatte großen Erfolg. Seine Sprache ist noch heute den Griechen vorbildlich. Noch später war das konventionelle Vorurteil gegen gewerbliche Arbeit so groß, daß der Historiker Plutarch sich ängstlich bemüht, einen seiner Helden von dem Makel zu reinigen, der Sohn eines Fabrikbesizers gewesen zu sein. Die verfeinerte Kultur der Alten brauchte tausend fleißige Hände. Unzählige verdienten sich zu Alexandria, Athen, Kapua, Köln durch Arbeit in der Fabrik ihr Brot. In Griechenland und Unteritalien gab es Zentren der Vasenerzeugung, die im Wettbewerb um den Kunden immer neue und schönere Sorten herausbrachten. Groß war in vornehmen Häusern die Nachfrage nach verzierten Möbeln aus Holz und Metall, nach schön gearbeitetem, silbernem Tafelgeschirr, nach edel geformten Lampen und anderem Hausgerät aus glänzender Bronze, nach den z. T. noch heute unübertroffenen Erzeugnissen der Goldschmiedekunst.

Alle diese Erfordernisse eines gepflegten Lebens brachten reichen Verdienst. Der Arbeitslohn eines ausgezeichneten Silberarbeiters betrug in Rom das Fünfzehn- bis Achtzehnfache des Metallwerts. Mommsen, der das „Verschwendung“ nennt, rechnet aus, daß ein römischer Konsul für ein Paar schöner silberner Becher über „siebentaufend Taler“ bezahlte. Auch Arminius, der ja

römischer Offizier war, soll ein künstlerisches, silbernes Tafelservice besessen haben. Überall wurden auf Straßen und in Gärten Statuen aufgestellt, die Häuser und Zimmer waren mit Fresken geziert. Die Alten liebten keine grauen Wände. Das gab den Bildhauern und Malern — auch die Tempel und Statuen strahlten ja in buntesten Farben — ständig zu tun. Die Stubenmaler von Pompeji haben Erstaunliches geleistet. Aus dem griechischen Agypten kennen wir nicht weniger als 179 Berufe des Alltagslebens, darunter einen Milchmann, einen Obersteuermann, eine Kellnerin, die übrigens verpflichtet war, zer Schlagenes Geschirr zu ersetzen. Das Königliche Postamt zu Dryrrynchos im Fayum beschäftigte 44 Briefträger und einen Eilboten zu Kamel.

Die Völker der alten Welt, die Babylonier, Agypter, Karthager, Inder, Griechen, Römer waren kühne Kaufleute. H a n d e l war höher geachtet als Gewerbe, weil man ihn unter die geistigen Berufe rechnete. Das Risiko der Seefahrt war groß. Piraten lauerten dem Kauffahrer auf. Aber gleichzeitig lockte der Gewinn. Man arbeitete mit geliehenem Geld. Ein Indiensfahrer bekam Kredit vom römischen Kapitalisten, um daheim Ausfuhrware anzukaufen. Vom Erlös seiner Ladung erwarb er in Kalikut oder Malabar Gewürz und Seiden, die auf dem römischen Markt mit hundertprozentigem Gewinn verkauft wurden. Der Pharao von Agypten aus griechischem Stamm war ein wirtschaftlicher Großunternehmer ähnlich wie der Alte Frik oder Leopold von Belgien. Er war besonders durch sein Papiermonopol der reichste Mann der Welt. Später rissen die römischen Kapitalisten den Welthandel an sich. Deswegen trieb ihr mächtiger Einfluß die Staatsleitung dahin, die karthagische und griechische Konkurrenz in langjährigen Kriegen zu vernichten. Aus einem Bauern- wurden die Römer ein Handelsvolk. Bald klagte man in Rom darüber, daß die Jungen nicht zu Hause blieben. Die trieben sich als Geschäftsreisende und Vermittler von Kapital in den Provinzen ums Mittelmeer herum. So wurden die großen römischen Vermögen erworben. Einfache Leute, Freigelassene wurden reich. Fremde Händler kamen nach Rom, wo es etwas abzusehen gab.

Wer sein Geld nicht bei sich zu Hause in der Truhe aufbewahren wollte, vertraute es einem B a n k i e r an. Die ältesten Bankiers waren die Priester. In den Tempeln bewahrte jeder gern seinen Schatz auf, denn sein Depot stand dort unter Gottes Schutz. Aus Hinterlegungen und Schenkungen strömte in manchen Tempeln ein großer Reichtum an Gold und Silber zusammen, den die kapitalkräftigen Priester gegen Zins dem Bedürftigen ausliehen. Doch gab es auch weltliche Privatbankiers wie das bekannte Haus Igibi in Babylon. In Agypten war in jedem Dorf eine Filiale der Reichsbank oder einer Privatbank. Der Bauer lieferte seinen Weizen in die königlichen Getreidemagazine und erhielt darüber eine schriftliche Anweisung, die er an der Kasse der Bank in Landesmünze einwechseln, mit der er aber auch kaufen und zahlen konnte, da sie wie bares Geld genommen wurde. Auch die Griechen und Römer kannten die bargeldlose Zahlung. Wenn ein Herr zu seiner Freundin, die sich ein neues

Kleid kaufen will, sagt, leider habe er sein bares Geld gerade ausgegeben, so erwidert sie lächelnd: „Nun, dann schreibe mir einen S c h e k k aus.“

Anfangs wurden von den Bankiers für den Handel abgewogene größere und kleinere Barren aus Edelmetall hergestellt und mit dem Stempel der Firma versehen, die damit für Gewicht und Gehalt bürgte. An die Stelle des Bankiers trat seit dem 6. oder 7. Jahrhundert v. Chr., zuerst in Kreta, dann in Lydien und Hellas, der Staat, indem er sein Zeichen oder Wappen dem Metallstück aufdrückte. Dabei ist es bis heute geblieben. Unsere M ü n z e n sind nichts als abgestempelte Gewichte. Auch das Wort „Markt“ bezeichnet ein Gewicht, ebenso wie die italienische Lira (= libra), das englische Pfund, der spanische Peso. Wenn der Staat einem Stück Metall einen bestimmten Wert verleiht, indem er ihm das geheiligte Zeichen seiner Macht aufdrückt, so beruht die Kaufkraft des Stückes weniger auf dem Gehalt des Metalls als auf dem Ansehen des Staates. Er kann auch minderwertiges Metall mit höherem Kurs ausstatten. Neben guten silbernen Denaren gab die römische Regierung kupferne, mit Silber plattiert, heraus, die ebensoviel galten wie jene, weil sie auch an der Staatskasse z. B. für Abgaben genommen werden mußten. Von hier aus war der Schritt nicht weit zur Banknote, d. h. zu einem „dem Stoff nach wertlosen Zeichengeld“, wie es Karthago, das „London der alten Welt“, vielleicht auch schon Babylon, gekannt hat.

Die intensive Arbeitsleistung der Antike beruhte auf schöpferischen Herren und fähigen Dienern. Gracchus, Sulla, Cäsar, Augustus und ihre Nachfolger haben von ihrem Kabinett aus ein Weltreich regiert. Es waren hochbegabte, napoleonische Naturen, aber sie hatten auch hilfreiche Hände und Köpfe zur Verfügung. Sie waren umgeben von den zahlreichen, zuverlässigen Sklaven und Freigelassenen ihres Hauswesens. Die S k l a v e n u n d F r e i g e l a s s e n e n ersetzten die Beamten, Angestellten, Arbeiter der Gegenwart. Man darf sie durchaus nicht alle in e i n e n Topf werfen, es gab auch da Menschen in gehobener, geachteter, einflußreicher Stellung neben solchen, die ein gedrücktes, ärmliches Dasein führten. Wo es in der Verwaltung einen Vertrauensposten zu besetzen gab, nahm Cäsar stets einen Sklaven. Die Kaiser haben das Reich gerettet und zusammengehalten, indem sie durch ihre überparteiliche, internationale und humane Verwaltung die Gegensätze der Klassen und Provinzen überbrückten. Ihre Helfer waren gewandte, kluge Menschen niedriger Herkunft, zum Teil Griechen oder Orientalen. S i e saßen in den Amtsstellen, wo man den alten Adel nicht gebrauchen konnte, weil er der monarchischen Ordnung widerstrebte. S i e erst haben die von oben geordnete, zentralisierte Verwaltung des Kaiserreichs geschaffen, wobei freilich die schöne Freiheit der Antike verloren ging.

Einer aus ihren Kreisen, ein Sklavenproß aus Syrien, D i o k l e t i a n, hat, diese Entwicklung des Altertums zum Gipfel führend, den straff durchorganisierten Beamtenstaat der Spätantike errichtet. Seine Einrichtungen haben in Byzanz und an der römischen Kurie weitergelebt. Die von Sklaven und Freigelassenen aufgebaute und bediente Bureaukratie des Altertums ist das Vorbild gewesen für die staatlichen Schöpfungen der größten Könige der Neuzeit.

K u n d s c h a u

Ungeklärte Verhältnisse. Dem befreiten Aufatmen der vom Kriege bedrohten Völker ist nach der Zusammenkunft der vier leitenden Staatsmänner der europäischen Großmächte in München bei den Politikern nicht überall die gleiche Freude gefolgt. Im Gegenteil macht sich in einigen Ländern eine ausgesprochene malaise fühlbar, und die Widerstände gegen die Politik der Ministerpräsidenten in England und Frankreich sind nicht zu übersehen und gering zu achten. Die Bereitschaft zum Frieden spricht sich in den westlichen Ländern in erster Linie in erneuter Rüstung von bisher nicht gekanntem Ausmaß aus. Man hat vom Deutschen Reiche gelernt, daß nur der seinen Willen zum Frieden wirksam durchsetzen kann in der heutigen Welt, der über eine achtungsgebietende Rüstung verfügt, zu deren Einsatz er auch entschlossen ist, wenn die Lebensinteressen seines Volkes es verlangen. Die Völker aber halten an dem Glauben fest, daß ein dauerhafter europäischer Frieden geschaffen werden kann, auch wenn noch so viele Probleme der Lösung harren: die spanische Frage ist nicht liquidiert, die italienisch-englisch-französischen Beziehungen harren noch der Regelung und die polnisch-ungarischen Ansprüche an die Tschechoslowakei, die mitten in einer völligen Umwandlung begriffen ist, sind noch nicht befriedigt. — Die Palästinafrage dürfte nicht lange mehr eine bedeutsame Rolle spielen, da nunmehr die Engländer mit aller Energie daran gehen, mit Waffengewalt die Ruhe im Lande wiederherzustellen unter Einsatz starker Kräfte. — Heute ist noch nicht abzusehen, wie die Befestigung Kantons und Hankaus durch die Japaner sich nach der kampflosen Räumung durch die Chinesen auswirken wird. Trotz anderslautender Nachrichten erscheint die moralische Widerstandskraft des chinesischen Volkes unter Führung seines Marschalls nicht gebrochen. Aber die englische Unruhe wächst, da hinter Kanton und Hongkong Singapore erscheint. Die militärische Schwächung der Sowjet-Armee durch das Abschließen militärischer Führer am laufenden Band und ihr „Versagen“ in der Bündnispflicht gegenüber der Tschecho-Slowakei machen es nicht wahrscheinlich, daß im Fernen Osten sowjetrussische Kräfte zum Einsatz kommen. Aber weder in Asien noch in Europa kann man auch nur mit angenäherter Genauigkeit voraussagen, welche Richtung das politische Geschehen aus der jetzigen Ungeklärtheit heraus nehmen wird, um so weniger als Überraschungen keineswegs ausgeschlossen sind.

„Die erste Etappe.“ In England und in den Vereinigten Staaten verfolgt man die Auseinandersetzung in Ostasien mit steigender Sorge. In Amerika wird gegenüber der machtpolitischen Unmöglichkeit, Japan in seinem Vorhaben zu stören, von seiten zahlreicher Politiker verlangt, daß die Vereinigten Staaten sich überhaupt machtpolitisch zurückziehen, ihre Handelsposition friedlich bewahren, aber ihre Kriegsschiffe und Landungstruppen nach Hause rufen sollten. In England wagt sich ein gleiches Verlangen erst langsam und nur schüchtern hervor, weil es durch Rücksichten auf die Dominien und die Kronkolonie gehemmt wird. Aber in beiden Staatsgebilden, dem Britischen Empire wie dem Machtbereich der

Vereinigten Staaten, melden sich Stimmen, daß China nicht einmal das Endziel der japanischen Politik ist, ja, daß selbst gegen die weiterreichenden pazifischen Ziele Japans wenig zu wollen sein werde. Eine Zeitlang haben die beiden angelsächsischen Mächte die kontinentale westliche und nordwestliche Festlegung Japans nach dem Ziel und den Plänen seines Heeres begrüßt und geglaubt, sie werde auf Jahre hin die maritim-pazifischen Ausdehnungsabsichten der Marine nach dem Süden zu verdrängen, auf so lange Jahre hinaus, bis die angelsächsischen Mächte gerüstet sein würden, solchen Bestrebungen kraftvoll entgegenzutreten zu können. Ein amerikanischer Journalist, Willard Price — nicht zu verwechseln mit dem bekannten englischen Journalisten Ward Price — bemüht sich eifrig, die angelsächsischen Länder von diesem Irrwahn zu kurieren. Er hat in einem Buche: „The South Sea Adventure“ die neuen Aufgaben und Ziele Japans in Mikronesien umschrieben. Er weitet jene Gedankengänge jetzt in einem neuen Buche: „Japan's New Horizons“ aus. China, so sagt er ganz eindeutig und klar, ist „nur die erste Etappe“. Was kann der ohnmächtige Völkerbund in Genf tun, wenn Japan auch nach seinem Austritt und der Lösung der letzten Bindungen zu Genf Mikronesien, das frühere Mandatsgebiet, behält, dessen 2550 Inseln zwar nur 836 Quadratmeilen groß sind, das aber ein Meer von 1300 Meilen Längs- und 2700 Meilen Westausdehnung beherrscht? Für Japan sind seine eigenen pazifischen Besitzungen, die holländischen Kolonien, Australasien, die Philippinen, Siam und die englischen Gebiete vorstellungsmäßig eine Einheit. Und nach der „Etappe China“ muß Japans wirtschaftliche Durchdringung dort mit Macht einsetzen. Schon heute hat Mikronesien mehr Japaner zu Einwohnern als Eingeborene. Schon heute sind mehr als 80 Prozent des Kleinhandels auf den Philippinen in japanischen Händen. „Japan hat bis jetzt kein Zeichen territorialen Interesses an den Philippinen gegeben, aber seine Studenten der Militärgeographie müssen die strategische Wichtigkeit der Inseln erkennen . . .“ Der das schreibt und die Umrisse kommender — japanischer! — Entwicklungen hier wie in Australien, in Siam, in Indien und den malaischen Staaten vorsichtig abtastet, ist ein projapanischer Amerikaner. Seine Bücher werden von dem sehr angesehenen japanischen Verlag der Hokusaido Press in englischer Sprache verbreitet. Japan, Mandschukuo und China werden da schon als eine Einheit mit dem gesamten pazifischen Gebiet behandelt: der japanische Lebensraum! Das sind die „neuen Horizonte“, um die es sich handelt. Es wird für viele angelsächsische Politiker und Wirtschaftler schwer sein, sich in diese Horizonte einzudenken und einzuleben. Hinter dem japanisch-chinesischen Kriege steigen da neue Gefahrenquellen auf. „Die Südwärtsbewegung Japans wird durch den Chinakrieg mehr gefördert als aufgehalten!“ So sagt der Amerikaner, der, wie man auch über ihn selber denken mag, doch sicher die Gedankengänge der Führer Japans richtig wiedergibt.

Vater unser, der Du bist im Himmel... In den Wochen der schweren Krise sind auch durch unsere illustrierten Zeitungen vielfach Bilder englischer Herkunft gegangen, auf denen kniende Menschen beiderlei Geschlechtes im Gebet

photographiert waren. In den angelsächsischen Ländern denkt man, wie ja u. a. auch die amerikanischen Filme es beweisen, offenbar naiver über die Grenzen, die der Photographie und Reportage durch die menschliche Scham gesetzt sind. Es wird aber auch bei uns in jenen Tagen an entsprechenden Szenen nicht gemangelt haben, in den Gotteshäusern und vielleicht mehr noch im „Kämmerlein“ wahrer christlicher Einsamkeit. Szenen schlichten natürlichen Gottesanrufes; daneben jedoch auch solche eines echt deutschen, in letzte Gründlichkeit und Redlichkeit vorgetriebenen Ringens mit Gott, bei dem es nur dazu kam, daß „der Gedanke vor Gott auf den Knien gelegen“, eine Gebärde indessen nicht mehr mit voller innerer Wahrhaftigkeit zu erfüllen gewesen wäre. Ist es doch als die notwendige Folge einer langen, bis in die Renaissance zurückgehenden und gerade vom deutschen Geiste am kompromißlosesten geführten Entwicklung zu betrachten, wenn uns Heutigen so oft Äußerlichkeit und Innerlichkeit, Sinne und Seele dermaßen auseinandergefallen erscheinen, daß sie auch durch die Brücke des symbolischen, metaphorischen, gleichnishaften Denkens nicht mehr aneinander gebunden werden können. Das große Gebet der Christenheit verdeutlicht diesen Prozeß wohl am besten. Nicht nur, daß einigen das Vaterunser im sinnenhaften, gebärdeumrankten Sprechen schwer mehr von den Lippen will; es kommt ihnen auch nicht mehr so recht über die „Lippen des Gedankens“, wo eben dieselbe Denkkraft noch nun einmal eine unabweisbar scheinende Weltkonzeption geschaffen hat, in der der Gott heit ja gerade der „Himmel“ genommen wurde.

Andererseits verlangte es aber einen schlechterdings unmöglichen und zerstörerischen Akt akrobatischer Reflexion, das Vaterunser zum „nach innen gewendeten“ Himmel zu sprechen mit dem Bewußtsein seines „lediglich metaphorischen“ Wortlautes. Mit anderen Worten: die Zukunft unserer Religion scheint doch schon wesentlich intimer mit den Gestalten und Ergebnissen der auf das Äußerliche gerichteten Wissenschaft verkoppelt, als es einer bequemen Sphärentrennung beider Welten lieblich sein möchte. Wir können heute auch nicht einmal zum „Gebet des Gedankens“ zurückgeführt werden, wenn nicht derselbe Gedanke innerhalb seiner Welt Sauberkeit und Ordnung geschaffen hat. Ein Prozeß der Jahrhunderte und des allgemeinen Geistes freilich, an dem jeder Einzelne von uns nur bruchstückhaften Anteil hat im Negativen wie im Positiven, der im ganzen sich aber doch gerade in unserer Zeit wieder stärker zum Positiven, zur Wiedergeburt gesunden, das Denken bestehenden Glaubens hinneigt. So hat sich in vorderster Linie die epochemachende „Umweltlehre“ des Hamburger Biologen Jakob von Uexküll auf nur wenig verschlungenem Wege zu einem gerade durch ihre speziellen Ansatzpunkte wirksameren Verteidiger einzelner christlicher Grundhaltungen gemacht, denn irgendeine andere naturwissenschaftliche Disziplin oder Persönlichkeit unserer Tage. Jakob von Uexküll hat kürzlich unter dem Titel „Der unsterbliche Geist in der Natur“ einen Aufriß seiner Umweltlehre in anmutiger Gesprächsform herausgegeben, der uns für die oben aufgegriffenen Fragen in aller Beiläufigkeit die ganz konkrete, sozusagen einzige Lösung zu geben scheint. In dieser Schrift heißt es an einer Stelle: „Man hat immer behauptet, es sei, seit Giordano Bruno die Himmelskuppel zerschlagen habe, sinnlos geworden, das

Vaterunser zu beten. Dieser Einwurf trifft nur den Vorstellungsraum, aber nicht den Anschauungsraum. Denn wo könnte Gott als reiner Geist eher zu finden sein, als in der ewigen Stille des Raumlosen und Gestaltlosen jenseits der blauen Himmelstüppel . . ." — „Anschauungsraum" und „Vorstellungsraum", diese fundamentale Begriffsunterscheidung der Umweltlehre enthält somit den Schlüssel, der uns über die gebotenen Vorzimmer und Zwischenstufen des Gedankens zulezt das konkrete Allerheiligste unserer Religion wieder zu öffnen vermag. Der Himmel über uns, zu dem sich jede religiöse Gebärde und jeder religiöse Gedanke nun einmal, wenn sie nicht pervertiert werden sollen, richten müssen, scheidet sich in der Konsequenz des Denkens in einen ewig gleichen, von der Religion aber zu keinen Zeiten „gemeinten" Raum des Auges, jenseits dessen die Wissenschaft ihre wechselnden „Vorstellungen" seiner nicht mehr mit den Sinnen fassbaren Gestaltung aufbauen mag. Diese werden indessen doch immer nur prolongierende „Vorstellungen" bleiben, ohne die evidente Wirklichkeit der Anschauung einerseits und mit einer auch jenseits von ihnen, dabei aber nicht im „raumlosen" Innern lokalisierten Sphäre des Geistes andererseits. Damit aber hat Gott den Himmel zurückerobert und, wenn es einmal so weit kommen sollte, daß wir überhaupt „wieder beten" können, dann braucht es kein Rückfall in Kindlichkeit mehr zu sein, Blick und Gedanke nach oben, in den Kosmos und zugleich über ihn hinaus zu wenden; gegen jene beiden tiefsten Erschütterungen des Gemüts, die für Immanuel Kant, den großen deutschen Rationalisten, noch nach innen und außen geschieden und in seinem Gottesbegriff aufs Innere akzentuiert waren, die aber in Wahrheit ein und dasselbe sind.

Zum 70. Geburtstage August Wewellers. Am 20. Oktober feierte der Westfalenkomponist August Weweler, heute in Essen/Ruhr, seinen 70. Geburtstag. Da immer mehr Werke von ihm an die Öffentlichkeit kommen, von der er 40 Jahre lang fast ganz abgeriegelt worden ist, so mag es dem deutschen Musikhörer und dem Verufenen überlassen bleiben, Weweler den Platz in der Kunst anzuweisen, der ihm gebührt. Hier sei von dem Menschen Weweler, dem Dichter, Wissenschaftler und Philosophen berichtet. Seine Kampfschrift „Ave musica" zeigt die seltene Vereinigung von ästhetischer Klarheit, Erkenntnistheorie und unerschrockenem Humor, seinem besonderen Westfalenerbeil. Ein berühmter Erfolgskomponist machte bei einer Begegnung mit Weweler eine geringschätzige Bemerkung, als er hörte, Weweler lebe seit Jahrzehnten in Detmold. „Herr St.", parierte der mit Landoiswiz, „in Detmold klingt der verminderte Septimenakkord genau so wie bei Ihnen." Ein besonderes Sprachgefühl und Gestaltungsvermögen hat Weweler zum Dichter gemacht; wieviel Heimatgefühl in seiner Lyrik, welch behaglicher, zarter und zupackender Humor in seinen heiteren Liedern! Der Musiker Weweler ist — seltene Vielseitigkeit! — aus sich heraus Kenner der Philosophie, mit der er sich — auch hier ein eigener Kopf — kritisch und forschend auseinandersetzt. Daneben ist er ein sattelfester Naturwissenschaftler und Physiker. Gewiß erfordert die Beherrschung der Fugenkunst eine gewisse mathematische Uranlage, doch es dürfte unalltäglich sein, wenn Weweler, dessen Oratorium „Die Sündflut" auf Grund eines sehr eigenen dichterischen Welt-

bildet ein Chor- und Orchesterfugenwerk von der Großräumigkeit der alten niederländischen Tonseker darstellt, zu seiner Erholung oft stundenlang Integral- und Differentialrechnungen löst. Dies gibt mittelbar seiner Lyrik und Dramatik einen spezifischen Gehalt. Der Mann, der einmal spottete: „Den Versfuß wenden viele an, damit der Blödsinn laufen kann“, ist allem Gebrauchsdichtertum enthoben. Bezeichnend, daß er seine eigenen Strophen „Das Märchen geht um“ viele Jahre für unkomponierbar hielt, bis ihm die Inspiration eine — mathematisch gesprochen — doppelte Lösung eingab. Er selbst faßte einmal den kategorischen Imperativ in die Worte, die seine Persönlichkeit deutlich machen: „Mich drängten höhere Gewalten Zum Tönen, Singen und Gestalten. Sie hegt' ich treulich in der Brust: Wohl dem, der tat, was er gemußt! Der hat — und blieb er ungenannt — Den Endzweck allen Seins erkannt!“

Ernst Barlach †. Achtundsechzigjährig ist er gestorben; das riesige Atelier am Inselfee vor Güstrow hat seinen Herrn verloren. Eine der umstrittensten Gestalten ist mit dem dichtenden Bildhauer dahingegangen, einer von denen, vor deren Werk man nur zu deutlich die Kluft erlebte, die sich schicksalsmäßig zwischen der Kunst und der Allgemeinheit aufspannen mußte. Immer tiefer waren gerade die Reichen hinabgestiegen in die Schächte der Seele; sie versuchten aus Bezirken zu wirken, die für die große Gemeinschaft der Betrachtenden und Hörenden noch stumm waren, stumm sein mußten. Der Dichter Barlach ging in seinen Dramen hinab in Regionen des Dunkels, in denen anderen noch schauderte; er war im Reich der „Mütter“ zu Hause, das der Welt wohlweislich verschlossen bleiben muß. Er spürte selbst die Belastung des Lebens, die er von dort mit heraufbrachte: nicht umsonst hat er immer wieder versucht, als Plastiker seine schweren Gebilde zum Schweben, zum Überwinden noch der eignen Last zu bringen. Dieser Mann aus dem Holsteinischen hatte eine mehr als niederdeutsche Schwere: auf ihm lastete aller Spuk des Lebens, und eine Welt der Gespenster war um ihn, der er mutig mit seiner Kraft der Form zu begegnen suchte. Er machte es sich nicht leicht: er bekämpfte sein Reich des Dunkels nicht mit dem Vorbau hellerer Welten: er suchte es so unmittelbar wie möglich selbst zu zeigen. Er flüchtete nicht hinter die Schönheit, sondern versuchte, sie aus den inneren Wirklichkeiten der gestalteten Mächte wachsen zu lassen. Das gelang nicht immer: die Aufgabe war sehr schwer und das Überzeugen der anderen noch viel schwerer. Was E. T. A. Hoffmann einmal von sich gesagt hat: „Ich habe zu viel Wirklichkeit“ — das galt im übertragenen Sinne auch für Ernst Barlach. Die Welt erschrak vor der Last seiner inneren Wirklichkeit, wenn er ihr in seinen Dramen und Bildwerken zumutete, sie mitzutragen: sie lehnte sich auf — von ihrem Standpunkt mit Recht. Barlach mußte ein Zeitschicksal tragen, das überpersönlich war: die Kunst seiner Generation war in seinem Werk, in dem Stiehrs und mancher anderen bis über die Grenzen hinaus vorgeedrungen, die den Bereich des Gemeinsamen noch für lange hinaus abschließen. Seine Tiefe und Schwere waren nur seine und die ganz weniger, ebenso vom Schicksal Belasteter: so war die Isoliertheit *dira necessitas*. An Barlach und den Menschen seiner Art wurde die Zeitwende sichtbar, in die Kunst, Dichtung, Wissenschaft seit ein paar Jahrzehnten eingetreten sind.

Die Fischer von Lissau

Roman

(1. Fortsetzung)

Als Bernhard Gey an der Tür des Aressauer Schlosses zweimal die Glocke gezogen hatte, öffnete ihm eine hochgewachsene junge Magd, in der er die Tochter des verstorbenen Fischmeisters Matheit aus dem Kirchdorf Poraitthen erkannte.

„Seit wann bist du hier im Dienst, Kind?“ fragte er freundlich. Doch ehe das überraschte Mädchen dem gar zu hoch und fremd vor ihr stehenden Fischer antworten konnte, ertönte aus einem Gemach oberhalb der gewundenen Flurstiege eine scharfe Männerstimme: „Lina! Wer ist denn da, zum Henker?“ – Und eine sanftere, dunkle Frauenstimme fügte hinzu: „Warum kommst du nicht, Lina?“

Nachdem das Mädchen Namen und Anliegen des Fremden erfahren hatte, stieg es ruhig wieder die Treppe hinan. Man hörte den Baron entrüstet fragen: „Heute? Am Sonntag? Ist er vom Gut?“ – Aber es mochte doch etwas in dem Gebaren des Mädchens auf das Besondere des Besuchers hindeuten, so daß nach einer kurzen Zeit Gey die Erlaubnis erhielt, einzutreten und der Herrschaft seine Bitte vorzutragen.

Als bald sah er sich in einem nicht sehr geräumigen, dafür jedoch ungewöhnlich hohen Gemach, an dessen Wänden sich in großer Zahl die Geweihe von Hirschen und Elchen bäumten. Ein ausgestopfter Keilerkopf starrte quer durchs Zimmer auf die dunkelnden Bilder rotgesichtiger, zorniger Herren und schöner Damen mit kalten Blicken und üppig gewährenden Lippen. In einem mächtigen gläsernen Schrank schimmerten im Abendlicht die goldigen Lettern großer Buchrücken, in einem andern starrte der kalte Stahl von Gewehrläufen und nackten Dolchen. Draußen aber, vor den hohen vorhanglosen Fenstern, hoben und senkten sich die breiten Kronen alter Eschen, deren grüner Wall nur in der Mitte ein schmales, von zwei stillragenden Tannen eingefasstes Tor zum ferne leuchtenden Haff hin öffnete. Auf einem großgeschwungenen, blumigen Sofa ruhte eine blasser, junge Frau mit freundlichen, aber zu tief umschatteten Augen; auf einem hochlehnigen Stuhl am Fenster saß der Baron, ein hagerer Mann von etwas über dreißig Jahren, der einen dünnen, blonden Schnurrbart ungeduldig rechts und links von der Adlernase fortzwirbelte, während er den Eintretenden unfreundlich anherrschte: „Also, was soll's? Wer bist du, wo kommst du her?“

Bernhard Gey, der sich zum Gruß ehrfürchtig verneigt hatte, antwortete, als er den Kopf wieder erhoben hatte, mit einem raschen Aufbläuen von Zorn im Blick: „Der Herr Baron ist vielleicht noch zu jung, um so mit mir zu reden, wenn ich auch nur ein schlichter Mann bin.“

Der Baron erhob sich, nickte kurz, räusperte sich und fragte mit anderer Stimme: „Also? Was wollen Sie denn?“

„Ich hätte den Herrn Baron gern allein gesprochen“, antwortete Gey mit einem

Blick nach dem Sofa hin. Die junge Lina hatte der Baronin geholfen, sich aufzurichten; nun stand sie da und starrte den Mann neugierig an.

Aber die Baronin sagte: „Reden Sie getrost, lieber Mann. Große Geheimnisse werden Sie doch wohl nicht haben, oder?“

„Nein“, antwortete er.

So kam es, daß auch Lina Mattheit zu ihrem Glück oder Unglück die Rede mit anhörte, die der Fremde hierauf mit lauter, grimmiger Stimme also begann:

„Ich heiße mit Namen Bernhard Gey, von ehrlichen Eltern geboren den 13. März 1840, ich bin achtunddreißig Jahre und zwei Monate alt. Ehe ich den Ruf erhielt, nach Lissau zu kommen, lebte ich auf der anderen Seite des Haffs und war dort ein Fischer, Stellmacher und Zimmermann. Das Dorf heißt Haffkrug. Acht Jahre lebte ich dort und hatte Weib und Kind, aber vor diesem fuhr ich als Schiffszimmermann zur See und war auch danach noch weit in der Welt mit meinem Handwerk, am Rhein unten und in Frankfurt und in Berlin, wo der König ist und alle Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes. Aber Gott hat mich hierher zurückgeholt und hier behalten, wo ich geboren bin und wo meine Väter geboren sind, die auch ehrliche Fischer waren.“

„Na halt, halt mal!“ unterbrach der Baron unwillig. — „Wollen Sie hier Geschichten erzählen oder was?“

Aber seine Frau lenkte rasch ein und fragte: „Wer hat Sie denn hierher gerufen? — Verzeih, Albert, ich möchte das noch gerne hören.“

Bernhard Gey starrte erst den Baron und dann die Baronin an; sein schöner rötlicher Bart glühte im vergehenden Licht der Sonne so heftig auf, als sei er von dem zornigen Feuer mit in Brand gesteckt, das hinter den Augen des Mannes jetzt sichtbar entglommen war. Als er weitersprach, hatte er den sauber gescheitelten Kopf leicht gesenkt und begleitete seine Worte mit den beiden geballten Fäusten, von denen eine die blaue Schiffermütze umkrampft hielt:

„Wer mich gerufen hat, Frau Baronin? Ei, sind Sie von so hohem Stande und wissen noch nicht, wer den Menschen fortrugt aus seinem Haus und aus seiner Freundschaft? Hält mich die Frau Baronin für einen Narren, der das Törichte zum Spaß tut? Ich hatte meine Wirtschaft da drüben wie so leicht keiner. Aber in der Nacht führte mich der Herr ans Haff und sprach: ‚Sieh auf, Bernhard Gey.‘ Und er zeigte mir das Haff und sein Kreuz darüber. Aber das Kreuz wanderte fort, bis es jenseits des Wassers über dem anderen Ufer stand, über Lissau. Und der Herr sprach zu mir: ‚Dort geh hin.‘ — Und ich versprach Gehorsam, verkaufte in Eile, was ich nicht mitnehmen konnte. Und dann kam ich hierher, ans ärmere Ufer.“

Er atmete schwer auf und strich sich über die Stirn, als erwache er aus einem Traum, in dem ihm Gewalt getan worden sei. Dann schloß er: „So bitte ich den Herrn Baron um ein Stückchen Land, damit ich mir wieder ein Haus bauen kann. Ich will es nicht geschenkt haben, ich will es ehrlich kaufen.“

Der Baron sah, plötzlich nachdenklich geworden, in den verstummenden Park hinaus, und nach einer Weile wandte er sich ins Zimmer zurück, freundlicher und gesammelter als zuvor.

„Stellmacher und Zimmermann? Darüber ließe sich reden. — Aber, was das andere betrifft, sollte Gott wirklich einen sesshaften Mann so mir nichts dir nichts von seinem Hause und seiner Arbeit ins Unbekannte fortrufen? Wie? Gibt es dergleichen?“

„Er tut es oft“, antwortete Gey.

„Wirklich? Woher wissen Sie das?“

„Es steht in der Bibel.“

„Ach so . . .“, sagte der Baron, etwas enttäuscht, und sah wieder nach draußen.

— „Wenn es aber nicht in der Bibel stünde, woher wüßten Sie es dann?“

„Ich habe den Herrn Jesus mit seiner eigenen Stimme reden hören“, antwortete Gey in lautem, erbittertem Tone. „Glaubt der Herr Baron, daß der Sohn Gottes lügt? Er zeigte mir“ — — —

„Na j — ja, schon gut. Aber das war doch nur ein Traum, Sie Mann Gottes?“

Da starrte Gey den Baron mit weitaufgerissenen Augen an: „Traum, Traum! Wenn Gott selbst zu dir spricht, das soll ein Traum sein?“

„Also kein Traum, gut!“ sagte der Baron. — „Kein Traum. Das ändert die Sache natürlich. Ich verstehe jetzt.“

Aber er verstand in Wahrheit durchaus nicht. Sondern er hatte nur beschlossen, das Gespräch so rasch wie möglich zu beenden, weil er auf dem Gesicht seiner Frau den Ausdruck jener schwärmerischen Erregung wahrnahm, die wie der Schatten ihrer Krankheit in letzter Zeit ihr wahres Wesen zu verzerrern und zu verdunkeln begonnen hatte.

Doch es war zu spät, denn nun war der törichte Funke bereits nicht nur in der Baronin, sondern auch in diesem finsternen, ungebärdigen Fremdling lodern aufgefahren, und der Baron hielt es deshalb für klüger, die Flamme, die er mit Gewalt doch nicht mehr hätte löschen, wohl aber zu heftigerer Wirkung reizen können, durch freundlichen Spott in ihrer Wurzel zu ersticken. Er lächelte leise, um auch auf diese Weise durchblicken zu lassen, daß er selbst den Gegenstand des Gesprächs nicht ganz so ernst nähme wie sein Besucher, und fuhr fort: „Wozu lebten wir schließlich am Frischen Haff, nicht wahr, wenn wir nicht unsere Träume für Wirklichkeit halten dürften? — Nein, was ich vorhin meinte, war nur dies. Wenn ich heute einen Baum einpflanze, hier auf meiner Besitzung in Aressau, und nach einer Zeit ist er endlich festgewachsen, so reiße ich ihn doch nicht ohne Grund wieder aus und setze ihn anderswo ein, verstehen Sie? Na, es ist nicht so wichtig.“

Aber Gey verstand wohl noch immer nicht. Er antwortete laut: „Ein Baum ist kein Mensch, und der Herr Baron ist nicht der liebe Gott. Darum kann der Herr Baron auch nicht ausreißen, wo und was er will. Gott aber kann tun nach seinem Gefallen. Er führte mich ans Haff und sprach: ‚Ausreißen, ja ausreißen will ich dich aus diesem Ufer mit deinem ganzen sündigen Wesen und will dich hinüberführen übers Wasser unter mein Kreuz. Ich will dich ausreißen aus allen deinen Lastern, aus Zorn, Eitelkeit, Hurerei, Ehebruch, Trunksucht, Totschlag‘“ —

„Hören Sie auf!“ rief hier die Baronin und sank entsezt zurück; eine tiefe wehmütige Enttäuschung malte sich in ihren Zügen. Der Baron aber, der seinen

Blick während der neuerlichen Bekenntnisse Geys unwillig in den dunkelnden Part hatte hinabschweifen lassen, wandte sich mit einem Ruck seiner langen, hageren Gestalt ins Zimmer zurück und sagte kalt und herablassend: „Kommen Sie morgen früh wieder. Ich will mir die Sache wegen Ihres Grundstücks durch den Kopf gehen lassen. — Zimmermann sind Sie?“

„Jawohl . . .“ stotterte Gey, hart aus seiner Rede gerissen.

„Gut. Vielleicht kann ich Sie brauchen. — Aber jetzt gehen Sie. Lina, bring den Mann zur Tür!“

Er hob die Hand zum Ausgang. Der arme Gey aber stand noch immer wie angewurzelt da, sah verstört und hilflos lächelnd wie ein gescholtenes Kind, das den Grund für seine Bestrafung nicht zu erkennen vermag, bald auf den Baron, bald auf die Frauen und brachte nichts hervor. Seine Mühe wanderte ruhelos aus einer Faust in die andere.

Und nun war es wohl wieder die Baronin, die Mitleid mit dem Gedemüthigten empfand; denn ob ihr gleich ein Schauer übers Herz gelaufen war angesichts solcher Enthüllung einer wilden, unheimlichen Mannesseele, so wurde sie, die Landfremde, doch zugleich um so stärker von dem schwärmerischen Verlangen bewegt, nur noch tiefer in das Innere eines der Menschen zu sehen, in deren Gemeinschaft sie seit ihrer Heirat lebte. Darum wandte sie sich jetzt auch fürbittend an ihren Mann und rief laut aus: „Wir dürfen ihn trotz allem nicht von uns stoßen, Albert. Er ist einem inneren Rufe gefolgt. Er ist hierher gekommen, um den Leuten in ihrer Not zu helfen, um ihnen ein Licht in ihre Finsternis zu bringen.“

Aber die Arme, wie übertrieb sie gleich wieder alles in ihrem guten Willen! Bernhard Gey starrte sie in kläglichem Erstaunen an und pläzte grob heraus: „Was soll das heißen, den Leuten helfen, ich? — Ich — ich wäre viel lieber in Haffkrug drüben geblieben, wo mich jeder kennt und wo ich zu Hause bin. Man ist ja doch kein Narr, der das Dumme zum Spaß tut.“

„Mein“, sagte die Baronin streng. „Aber Sie sind ein Mensch, der sich seiner Laster rühmt. Dazu ein Wüterich, der sich nicht in der Gewalt hat.“

In Geys Gesicht zuckte es, sein Bart bebte. Er nickte lebhaft, wie befreit: „Jawohl, Frau Baronin. Das ist die Wahrheit.“

„Aber nicht nur das!“ fuhr sie voll heiligen Zornes fort. — „Sondern Sie scheinen überdies tatsächlich dem Trunk ergeben oder wollen Sie leugnen?“

„Frau Baronin“, antwortete Gey. „Hier trinken alle.“

„Danach habe ich nicht gefragt und das ist auch keine Entschuldigung!“ wies sie ihn erröthend zurecht. — „Aber ich will Ihnen eins sagen und das merken Sie sich: vom Trinken ist noch nie das geringste Gute gekommen. Wer trinkt, der schlägt auch seine Frau.“

„Und wie!“ bestätigte er. „Immer schichtauf, schichtab.“

Hier mußte der Baron kurz auflachen. Die Baronin warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte: „Du lachst, Albert. Aber ich finde es unendlich traurig. — Wenn ihr keine Menschen sein wollt, du lieber Himmel, so schlägt euch doch gleich richtig tot, alle miteinander!“

„Dafür bin ich Zeuge“, nickte Gey traurig. „So wie ich hier stehe.“

„Wofür sind Sie Zeuge?“ fragte die Baronin verwirrt.

Er antwortete: „Ich war betrunken und ehebrüchig, da schlug ich mein eigenes Kind tot.“

Es wurde ganz still im Zimmer. Das letzte Licht war von den Wänden auf den tiefroten Teppich herabgesunken, dort leuchtete es wie warmes Blut. Die goldenen Lettern auf den Rücken der Bücher blinkten nicht mehr, nur die Dolche und Gewehre im Schrank hatten noch ihren stumpfen, tückischen Glanz. Gespenstisch stach der ausgestopfte Keilerkopf seine weißen, spizen Hauer in die Dämmerung, als sinne er auch im Tode noch auf böse Rache.

Erst nach einer langen Weile stammelte die Baronin: „Was sagen Sie da? Sind Sie bei Sinnen?“

Gey wagte nicht aufzusehen. Seine linke Hand hatte in den Bart gegriffen und krampfte sich zitternd darin fest.

„Ich sag's, wie's ist“, murmelte er.

Der Baron blickte mit besorgter Miene auf seine Frau und danach auf das Mädchen Lina, das aus weitoffenen Augen auf Gey starrte und die Lippen bewegte, sobald dieser redete.

„So sprechen Sie doch!“ entrang es sich endlich der Baronin.

Da erzählte Gey, widerwillig murmelnd, seine zweite Geschichte: „Es war vor vier Jahren, Klein-Else hieß das Kind. Es saß vor dem Herd in der Küche und spielte mit trockenen Spänen, meine Frau war nicht im Hause. Das Kind hatte kleine Späne zum Anheizen aufgesammelt, die steckte es in den Herd, wie es von der Mutter oft gesehen hatte. Ja, kurz und gut. Als es nun sieht, daß die Späne lichterloh brennen, denkt es, das ist lustig, und wirft immer mehr Späne ins Feuer, so daß es hell aus dem Loch herausschlägt. Nun denkt das Kind in seinem Unverstand: Das Feuer ist zu groß da drinnen, ich will ein wenig herausnehmen. Nimmt also ein Holz und zerzt das Feuer aus dem Herd auf den Boden herab. Dort liegen die anderen Späne, und es wird alles zu Feuer. Als ich eintrat, hatten schon die Gardinen am Küchenspind zu knistern angefangen. Auch war es gerade der Tag, als mich der Fischmeister mit den jungen Fischen gefaßt hatte, die wir nicht behalten dürfen. — Es war dein Vater, Lina.“

Jetzt erst hob er langsam den Blick und sah Lina an. Als er bemerkte, daß sie Mitleid mit ihm hatte, sprach er nur noch zu ihr. Ihre Blicke saugten sich ineinander fest.

„Ich hatte mich geärgert über die Strafe, die mir dein Vater versprochen hatte, und ich hatte getrunken bei der Schifferwirtin in Poraitthen. Ich sah, daß das Feuer im Gange war und dachte: Nun brennt mir das Aas auch noch mein Haus ab. Wäre die Frau dagewesen, es wäre alles über ihren Hals gekommen, ohnedies schon hatte ich eine Wut auf sie, weil sie mich tags zuvor der lustigen Wirtin wegen einen Ehebrecher genannt hatte. Aber nun sah ich nur das Kind und sah Rauch und blutigen Nebel vor meinen Augen. Ich wollte ja das Kind nur aus dem Wege stoßen, aber weil ich so zornig und betrunken war, hab' ich es wohl geschlagen. Auf den Kopf muß ich es getroffen haben, es war noch zart und ungeschickt mit seinen fünf Jahren und hatte sich wohl zu fest an mich geklammert in

seiner Angst. Das war der Zorn, mein schlimmstes Laster. Ich wollte das Böse nicht tun, aber ich hab' es doch getan, ach Gott. — Als ich nun das Feuer zerstampft und gelöscht hatte, sagt meine Frau zu mir: Was um des Himmels willen hast du mit dem Kinde gemacht? Es ist tot.' — Das ist nicht wahr! sage ich. Red' keine Dummheit! — „Komm her und sieh selbst!“ antwortet sie und schlägt mir gleich lang hin vor Angst und Traurigkeit. Und wahrhaftig, da liegt es, mein Elschen, das liebe Marjellchen. Hat das Gesichtchen verzogen und ist mausetot. War auch nicht wieder lebendig zu kriegen, soviel ich auch stand und es mir bewunderte, daß ich ein Mörder war. Ich hatte es so lieb“ — — —

„Kamen Sie ins Gefängnis?“ fragte die Baronin.

„Ins Gefängnis? — Seine Beinchen und Fingerchen waren ja noch ungeschickt, aber es lachte immer, wenn ich nach Hause kam, und wenn es mich ansah mit seinen hellen Löckchen . . . Augchen, wollt' ich sagen, und mir den Bart streichelte mit den kleinen Händchen, das war noch ein bißchen Frieden für mich. Ja. — Nun ist es unter der Erde für meine Unzucht, aber damals hat mir Gott zum erstenmal seinen Donner ins Herz geschlagen, und ich wußte gleich, er kommt wieder, er kommt wieder.“

„Wurden Sie nicht verurteilt?“ fragte die Baronin.

„Was? Ja, ich kam ins Gefängnis, und als ich wieder nach Hause durfte, war ich wohl ruhiger geworden als vordem. Auch trank ich weniger und war ein anderer Mensch, und alle sagten: Nimm es dir nicht so zu Herzen, Bernhard, du hast Unglück gehabt, daselbe kann jedem von uns auch zustoßen.' Ich arbeitete auch für zwei, daran fehlte es nicht, wir kamen vorwärts. Aber meine Frau hat seitdem Angst vor mir. Sie sagt es mir nicht und erzieht meine Söhne zum Gehorsam gegen den Vater, auch ist sie selbst folgsam und gut, ich brauche sie nie zu schlagen. Aber sie fürchtet mich, weil ich ihr erstes Kind im Zorn umgebracht hab'. Ach, ich brauchte sie nur anzusehen all die Jahre, und ich wußte, der Herr kommt wieder, der Herr kommt wieder. Und er ist wiedergekommen.“

Während dieser ganzen langen Rede hatte Geys von Tränen verhangener Blick immer nur in dem der jungen Lina geruht, gleich als beichte er allein vor ihr. Der Baron aber hatte schon lange beobachtet, wie der traurige Blick des Mannes und der hingeebene des Mädchens ineinander ertranken, und nun wurde es ihm wohl zuviel. Vielleicht war hinter Geys Traurigkeit auch schon ein neues Feuer leise aufgesammt, denn ob Lina gleich nicht schön war mit ihren zu großen Schultern und den feuerroten Wangen und Lippen, so schien es doch, als sprühten ihre kalten Augen, ihre breite Stirn, ja selbst ihr kleiner gewölbter Mund, ihre Brüste und Hüften ein zornig forderndes Leben aus, ein kraftvolles, wenngleich töricht unbewusstes Leben ohne Freude und Zärtlichkeit, das einen Mann gleichwohl hart angreifen konnte; der Baron wußte davon.

So schritt er nach einer kurzen Weile Schweigens unvermittelt zur Thür, öffnete sie und sagte: „Kommen Sie endlich! — Meine Frau verträgt solches Reden nicht. Sie ist krank.“

„Ja, ja — — — ich weiß — — — ich sollte ja erst schon — — —“ stotterte Geh. Zusammen gingen sie die Treppe hinab, ohne ein weiteres Wort.

Als jedoch der Baron hinter dem Besucher eigenhändig die große Thür geschlossen hatte und sich zurückwandte, um die Treppe wieder hinaufzusteigen, da stand Lina Matheit dicht hinter ihm, so als wolle auch sie gleich zur Thür hinauslaufen. Sie atmete ungeduldig und hatte ein zornig verändertes Gesicht, senkte aber sofort den Blick, als ihr Herr sie fragend ansah.

„Was ist, Lina?“ fragte er. „Was willst du?“

„Nichts, gnädiger Herr“, antwortete sie und blickte an ihm vorbei zur Thür.

„Hat die Frau Baronin dich heruntergeschickt?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und warum? Was willst du noch?“ fragte er weiter.

Es war, als könne er nicht von dem Mädchen loskommen, das so plötzlich vor ihm stand — demütig und doch nicht demütig, die Magd und doch die Stärkere mit ihrem törichten, schwimmenden Blick; ihr dunkles Haar glänzte, ihr sauberer Scheitel leuchtete und duftete. So nahe war sie dem Baron noch nie gekommen; auf einmal schien sie ihm einem Schwanenweibchen zu gleichen in der Art, wie sie hinter ihrer kalten Sanftmut wilde Gefährlichkeit verbarg.

„Ich sollte die Thür schließen“, sagte sie.

„So. Na, das habe ich nun schon selbst getan, Kind. — Also geh wieder hinauf und hilf der Frau Baronin. Oder braucht sie dich nicht?“

„Nein, gnädiger Herr.“

„Gut. Ich wünsche aber, daß du sonst nach Möglichkeit um sie bleibst. Sie ist sehr krank, du weißt ja. Kümmere dich nur um sie, um nichts anderes, verstanden? — Was ist dir, warum weinst du denn?“

„Ich weine nicht“, sagte sie und hob die breiten Hände zum Gesicht empor, als wolle sie es bedecken. Aber dann bedeckte sie das Gesicht nicht, sondern starrte zwischen den hochgehaltenen Händen ihren Herrn erstaunt an. Ihr Blick war kühl und wasserhell wie das Haff am frühen Sommermorgen.

„Doch, du hast Tränen in den Augen“, sagte er mit etwas schwankender Stimme. — „Hier, wisch sie fort.“

Sie nahm fein Taschentuch und führte es an die Augen. Aber immer noch leugnete sie erstaunt und trohig: „Mein, Herr, ich weine nicht . . .“

Es sah aus, als wolle er selbst ihr jetzt die Augen trocknen; doch dann nahm er ihr nur das Tuch wieder ab und sagte: „Hat dich der Mann da zum Weinen gebracht? Es war dumm, daß wir ihn so viel reden ließen. Ich fürchte, die Baronin wird schlecht schlafen, es hat sie ganz durcheinandergebracht. — Kannst du den Mann schon?“

„Nein. Doch, ich sah ihn einmal mit meinem Vater zusammen.“

„So. Wohl damals, als er deinen Vater mit den Fischen betrügen wollte?“

Sie senkte wieder den Kopf und gab keine Antwort.

„Ah? Na, es geht mich nichts an. — Aber was ich noch fragen wollte, wie alt bist du jetzt, Lina?“

„Achtzehn, gnädiger Herr.“

„Achtzehn. Sieh an . . . Hast du . . . schon einen Liebsten? Haha, nun erschrickt das dumme Mädchen. Ich meine nur . . . weil dein Vater tot ist und . . . kurz und

gut, du wirst deiner Mutter ja keine Schande machen wollen. Der Mann, der eben hier war, könnte gerne und gut dein Vater sein, außerdem ist er verheiratet, wie du wohl gehört hast. Wenn ich ihm Land und Arbeit gebe" — —

Er hielt inne, denn in Lina's Augen, die sich bei der Erinnerung an Vater und Mutter nun wirklich mit Tränen gefüllt hatten, leuchtete es kurz auf — einen flüchtigen Augenblick nur, so als wenn ein rascher Sonnenglanz aufs Haff niederzuckt. Dann war sie wieder gleichgültig und abweisend.

"Du hast doch gehört, er will Land?" fuhr der Baron fort, mit einem schnellen Blick die Treppe hinauf. — "Soll ich ihm welches geben? Ich habe genug."

"Ich weiß nicht, gnädiger Herr", flüsterte sie. "Mir gehört doch das Land nicht ..."

Die Antwort ärgerte den Baron, aber er konnte noch immer nicht Schluß machen. Sie war ihm zu nahe; das Schwanenweibchen mit seinem unberührten, üppigen, leuchtenden Gefieder ...

"Was hast du nur, Kind?" begann er noch einmal. "Wärest du lieber bei deiner Mutter geblieben, bist du nicht gerne bei uns?"

Sie antwortete nicht mehr. Still und stumm stand sie da wie ein Baum im Frühjahr und als habe sie keinen Willen. Ihr Atem ging ruhig und langsam, man sah, wie er ihre breite Brust leise hob und senkte. Eine so große, mütterliche Gestalt und welch ein ungebärdiges, dumpfes Herz!

Da riß sich der Baron im letzten Augenblick von ihr zurück und sagte heiser: "Geh schlafen."

Als er zu seiner Frau zurückkehrte, fragte sie ihn: "Hast du mit Lina gesprochen?"

"Ja", antwortete er. "Ein paar Worte."

"Das ist recht", sagte sie lächelnd. "Sie bangt sich nach Hause, ich kenne das. Man muß gut zu ihr sein. — Wo bleibt sie übrigens?"

Der Baron antwortete nicht. Er hörte unten die Türe gehen und dachte: Ob sie ihm wirklich nachläuft? Aber er ließ sich nichts anmerken und wandte sich auch sogleich wieder liebevoll seiner Frau zu, als diese ihn fragte: "Wie hast du entschieden wegen des Grundstückes?"

"Ich weiß noch nicht", gab er zur Antwort. "Man hat es in unserer Familie nicht gern gesehen, wenn dergleichen Propheten ihr Wesen in den Dörfern trieben. Aber ich weiß wirklich nicht. Für einen Zimmermann und Stellmacher hätte ich viel Arbeit."

"Ach ja?" antwortete sie und sah ihn unruhig an.

Dann blieben sie eine Weile still. Der Mann spürte plötzlich ein Schuldgefühl in sich aufsteigen; er kam zu seiner Frau und zog sie an sich, schweigend sahen sie durch die leeren hohen Fenster in den Abendhimmel hinaus, der über den schlummernden Kronen der Eschen schon langsam starr wurde wie feines, liches Glas.

Später, da sie sich gelegt hatte und der Baron bei ihr saß und ihre Hand hielt, wurde sie ruhiger, obwohl sie auch jetzt noch viel sprach.

"Lina hat mir erzählt, daß deine Vorfahren hier auf Aressau beim Volke übel beleumdet waren. Ist das wahr?"

„Ah Lina, Lina — was der einfällt! Die hier waren, sind gar nicht meine unmittelbaren Vorfahren gewesen. Es geht mich nichts an, was sie getrieben haben. Genug, daß ich der rechtmäßige Erbe bin.“

„Wenn es aber wahr ist, daß Onkel Winfried die Leute um ihr bißchen Land gebracht hat?“

„Es ist nicht wahr. Woher willst du denn das wissen?“

„Die Fischer unten am Haff leben nicht wie Menschen“, sagte die Baronin traurig. „Sie haben kein Land, nichts haben sie, und ihre Häuser — — o Gott! Sie werden uns nicht lieben, Albert.“

„Das werden sie in keinem Falle, Juliana. Auch dann nicht, wenn wir ihnen Gutes erweisen. Am besten ist es schon, sich auf nichts einzulassen. Sie wollen es gar nicht besser.“

„Meinst du? Aber du bist noch so jung, vielleicht glückt es dir nur nicht recht mit den Leuten. Ich verstehe ja nichts davon.“

„Laß es dir eine Lehre sein, wie dieser Mann heute abend deine Güte lohnte.“

„Das ist etwas anderes, Albert. — Davon verstehst nun wiederum du nichts“, sagte sie.

„Warum soll ich davon nichts verstehen? Aber wie du meinst. Schlafe jetzt nur.“

„Weil du nicht glaubst, daß es einen Gott gibt, der den Menschen bei Namen rufen kann. Oder glaubst du es?“

„Solche aufgeregten Trunkenbolde, die ein schlechtes Gewissen haben, die kann er vielleicht rufen!“

„Ich habe nicht danach gefragt, Liebster, ob er Trunkenbolde ruft“, sagte sie ernst. „Sondern danach, ob er überhaupt ruft — — aber verzeih, ich wußte deine Antwort im voraus. — Albert!“

„Ja?“

„Gib dem Manne das Grundstück. Gib ihm alles, was er braucht. Frag mich nicht, warum.“

„Meinst du?“ antwortete er unsicher. „Aber es ist ein heißes Eisen. Ich werde mich vielleicht daran verbrennen.“

„Wenn du auch nicht daran glaubst, tu es um meinetwillen. Gib ihm, was er braucht!“

„Es ist ein heißes Eisen“, murmelte er wieder.

Und später, schon halb im Schlaf, flüsterte sie noch: „Mein Armer, Lieber! Ist es schwer?“

Er wußte nicht, wovon sie sprach. Aber wieder stieg ein Gefühl bitterer Schuld in ihm auf, er dachte an die große Liebe, die einst in seinem Herzen gewohnt hatte, und er sagte ihr ins Ohr: „Ich habe dich sehr lieb. Dich allein. — Laß uns Lina fortschicken!“

Da erst begriff sie, was ihn quälte. Sie lächelte abwesend, drückte leise seine Hand und flüsterte wieder: „Welche Gedanken für einen Edelmann. Ich brauche sie doch und werde sie immer mehr brauchen. Aber wenn du meinst? Sie hat so starke Arme.“

Da neigte sich der Mann vor Scham auf ihre Kissen herab und sagte nichts mehr.

Hinter dem hohen Riech, in dem die Enten plärrten und die Frösche quarrten, stand Lina Matheit und spähte nach Gey's Boot. Lange Zeit stand sie schon da, mit hochgezogenen Brauen und offenem Munde starrend. Die Wolken, die über das Haff segelten, wurden immer dünner und machten sich so leicht sie konnten, als fürchteten sie ins Haff zu sinken. Als Lina später zum Himmel aufsah, war er gänzlich frei von Wolken. Gerade über ihr riß der Sternenhöle seinen gewaltigen Rachen empor; aber er war im Traum, seine Glieder gehorchten ihm nicht zum Sprung.

3.

Am anderen Morgen erhielt Bernhard Gey reichlich, worum er gebeten hatte. Der Baron selbst ging mit dem Kämmerer hin und ließ das Grundstück vermessen; es lag nicht so tief unten an der Bucht wie die anderen Häuser von Lissau, aber doch nahe genug am Wasser auch für einen Fischer. Für den Bau des Hauses wurde Gey die Hilfe des Gutsmaurers zugesagt, dafür sollte er später auf dem Hofe angemessene Stellmacher- und Zimmererdienste leisten. Der Baron war fest und freundlich bei allen Abmachungen, er stellte Gey sogar ein paar Morgen Gutsland für Roggen und Kartoffeln in Aussicht, falls er sich bewähre und den Lissauern ein Beispiel gäbe. Aber sie sprachen nun, da es klarer Tag war, nicht mehr in der gestrigen Art miteinander und hielten guten Abstand.

Hierauf ging Gey frohen Herzens erst zu den Seinen ins Boot und danach zu den Perbandts. Vor ihrem Hause blieb er stehen und maß mit dem Auge, wie hart das Wasser bei seinem letzten Besuch nach Stein und Balken gegriffen hatte. Oswald Perbandt trat in die Türe, und als der Fremde ihm zurief: „Das wird dir bei kleinem noch die ganze Wand ausschälen!“ da nickte er, preßte gramvoll die schweren bartlosen Lippen aufeinander, stellte sich neben Gey und betrachtete traurig sein Haus, das hier am Rande des Wassers lag wie ein plumpe, krustiges Seetier, das sich zerrissen und entkräftet vor seinen Widersachern aufs Land geflüchtet hatte, um auf dem fremden Element kläglich zu verenden; später war dann auf seinem versteinerten Rücken dickes Moos gewachsen. Aber immer noch schlug das Haff mit zornigen Klauen nach dem armen Kadaver.

Da sie in die Küche traten, blickte ihnen vom Herde aus mit zornig aufgerissenen Eulenaugen die alte Perbandt entgegen; als sie Gey erkannte, entsann sie sich der gestrigen Kränkung und begann alsbald ein wüstes Schelten, ohne daß ihre Hände jedoch einen Augenblick abließen, fleißig die noch springenden und zuckenden Fische in ihrem Schoße zu schuppen. Oswald schrie ihr ein lautes Wort entgegen, dann trat er zu der Erschrockenen heran und legte ihr die Hand auf den dünnen schmutziggrauen Scheitel. Da flossen Tränen aus den toten Augen der alten Frau, sie sah wie ein Kind zu dem Sohne auf, und ihr Mund bewegte sich rastlos weiter, ohne daß jedoch ein Laut hörbar wurde. Oswald wandte sich zu dem Besucher zurück und sagte so laut, als wäre die Mutter nicht zugegen:

„Sie hat Mann und Tochter am gleichen Tage draußen gelassen. Seitdem redet sie böse, aber ihr Herz weiß nichts davon.“

Die Alte nickte bestätigend und fuhr, als sei sie ermuntert worden, um so eifriger fort, ihre unhörbaren Worte aus dem zahnlosen Munde hervorzusprudeln; von Zeit zu Zeit vollführte sie eine drohende oder betauernde Gebärde mit der gelblichen, zerknitterten Hand, die das Schabmesser hielt.

Später, als die Männer einander ihre Namen genannt und sich gehörig betrachtet hatten, sagte Gey: „Ich muß euch noch danken, daß ihr die Meinen wolltet bei euch nachbleiben lassen. Wenn sie fürs erste zu dir kommen könnten, wäre es mir lieb, Perbandt. Denn ich muß noch hinüber nach Haffkrug, Werkzeug und Hausrat und alles Nötige holen.“

Oswald nickte. Die Alte aber wurde wieder laut, sie sprang mit einem Satz auf und rannte aus der Küche in die Stube, wo sie sich fluchend zu schaffen machte. — „Sie ist nicht böse“, sagte der Sohn. „Sie freut sich.“

Als sie danach wieder hinaustraten, bat Gey: „Kannst du nicht mit mir fahren und laden helfen, mir auch später beim Bau zur Hand sein? Ich könnte dir dafür dein Haus und Dach in Ordnung bringen, auch ein neues Boot versterbe ich zu bauen, wenn es nottut. Komm mit, du sollst es nicht bereuen.“

Oswald sagte nicht ja, nicht nein; aber sie luden gemeinsam das Boot aus, stellten das mitgebrachte Hausgut in der fast leeren Scheune der Perbandts unter und machten hierauf das Schifflein fertig, um nach Haffkrug zu fahren und das Restliche zu holen. Geys Frau sollte zusammen mit der alten Olga Würmer suchen und noch vor Abend Oswalds Angeln bestecken; denn dieser hatte, wie die meisten Lissauer, nur ein Ruderboot, mit dem er nicht weit hinaus konnte; er legte abends die Angeln aus und holte sie frühmorgens zwischen zwei und drei wieder ein. Wenn er und die andern aber im Sommer mit dem Netz auf Aale fischten, so mußten sie das niedrige Garn — viele Stunden lang durchs brusttiefe Uferwasser watend — auf dem Grunde entlang ziehen, weil die Aale sich ganz unten am Boden halten. Sie fischten dann meist zu vieren, manchmal halfen auch Frauen; einer hielt den Netzsack, zwei andere führten das Netz zu beiden Seiten voran, der vierte aber zog das Boot hinter dem Garnsack her. So arbeiteten sie sich in einer Breite von mehr als fünfzig Metern mühsam vorwärts, denn das Netz war schwer auch ohne Fische. Es war oft ohne Fische.

Bernhard Gey ließ sich Perbandts Boot zeigen. — „Wollen wir nicht zusammen fischen?“ fragte er später. „Auf meiner Siele könnten wir weit hinausfahren, bis Elbing und Frauenburg. Ich kenne das Haff.“

„Ich kenne das Haff auch“, antwortete Oswald Perbandt. „Ich spare auf ein eigenes Boot.“

Jedermann in Lissau wußte, daß Oswald Perbandt von einem eigenen großen Keitel mit Kabine und zwei Segeln träumte. Er arbeitete wie ein Pferd, oft schlief er im Sommer nicht länger als drei Stunden und ging mit den Fischen, die er in der Nacht gefangen hatte, täglich drei Stunden hin und drei zurück nach Königsberg. Er kehrte nirgends ein, er rauchte nicht Pfeife und kaute auch keinen Tabak. Er war der einzige, der vor sechs Jahren, als es den Fischern so

hart erging, sein letztes Land nicht an den damaligen Gutsherren verkauft hatte wie alle anderen, die damit die Not doch nicht wirklich gewendet hatten. Die beiden Perbandts konnten hungern und dennoch arbeiten; jeder Nagel in ihrem Hause war eine Nacht ohne Ruhe, jeder Schritt Ackerland ein Tag ohne Sattessen, jedes Huhn und jedes Ferkel in ihrem Stall ein Winter trocken Brot. Jedermann in Lissau wußte das, darum nannte man die Perbandts auch herzlos und geldgierig; aber in Wahrheit waren sie nur das böse Gewissen der Faulen und Müden, die sich damit herausredeten: „Was sollen wir tun? Uns hat das Unglück gerufen . . .“

Die beiden Männer im Boot sprachen nicht viel miteinander, obgleich sie guten Wind und eine leichte Fahrt hatten. Oswald stand vorn für sich allein und sah weit übers Wasser hin, seine großen grauen Augen wurden licht und ruhig wie das sonnenbeschienene Haff selber. Aber er sprach auch jetzt nur, wenn Gey ihn etwas fragte, und seine Antworten waren so kurz und arm, daß es endlich auch Gey zuviel wurde, immer aufs neue mit Fragen in den Jüngeren zu dringen.

Als sie in Haffkrug ihr Schifflein mit Netzen, Angeln, Handwerksgeräten und weiterem Hausgut beladen hatten, fuhren sie nicht gleich wieder zurück; sondern sie kehrten noch hier und dort ein, und überall sagten die Männer und Frauen: „Was dir nur in den Kopf gekommen ist, Bernhard, dich verstehen wir nicht.“

Es war ein reiches Dorf. Oswald sah voller Verwunderung die sauberen Häuser und Ställe, Scheunen und Schuppen; er sah auch Gey's früheres Haus, seine Werkstatt und seine dreißig Morgen Land, die er jetzt verkauft hatte, und als sie heimwärts fuhren, kam er immer wieder neben Gey ans Steuer, mit einer Frage beladen, die er nicht in Worte kleiden konnte. Endlich, als sie schon nahe an Lissau waren und die Dämmerung die ersten Schleier über Wasser und Land spann, sagte er: „Du bist reich, Bernhard. Du hast alles, was man auf Erden braucht. Du hast ein Haus, ein Schiff, dreißig Morgen Land . . .“

„Ja, dies alles hatte ich wohl“, antwortete Gey und wartete auf Oswalds Frage. Denn ob dieser gleich jünger war als er selber, hatte er sich als der Schweigende und Gesammeltere doch schon das Recht des ersten Wortes erkaufte; allein Oswald bekam die Frage, die ihn quälte, nicht über die Lippen, obwohl sie in seinem verzweifelten Blick deutlich genug geschrieben stand. Als sie an Land gingen, begann er noch einmal: „Ja, du hast alles. Hier sind lauter Arme.“

Aber dies war die Frage nicht, und da sie nun nicht ausgesprochen worden war, schlug sie um so schwerer in den armen Mann zurück und machte ihn nur noch stummer denn zuvor, also daß auch Gey in den folgenden Tagen alle überflüssigen Worte zu sparen, das Notwendige aber mit Güte und Bedacht zu sagen suchte. Viel Zeit zum Reden hatten sie ohnehin nicht, denn das Unausgesprochene zwischen ihnen trieb sie zu vermehrter Arbeit an.

Bernhard Gey war groß und sehr stark, er spielte nur mit der Arbeit; selbst große Lasten lagen ihm leicht auf. Aber er brauchte dafür auch reichlich Essen, Trinken und Schlaf. Oswald Perbandt wirkte gegen ihn fast klein, und sein

Körper war weder schwach noch stark, weder häßlich noch so schön wie derjenige Gey's. Aber auch er trug Lasten, die schwerer waren als er selber, und obendrein wurde er niemals müde und unlustig, ob er sich gleich mit dem Geringsten an Nahrung zu begnügen verstand. So kam es, daß er auch bei der gemeinsamen Arbeit am Fundament des Hauses, beim Angelnwerfen und bei den anderen Verrichtungen in seiner eigenen Wirtschaft insgeheim der Führende wurde, obwohl er sich in allem und jedem der Erfahrung und größeren Kunst des Gefährten unterordnete.

Sie arbeiteten von früh bis spät und machten in diesen ersten Tagen alles gemeinsam: die Schachtarbeiten am Hause und die Bestellung des Kartoffellandes bis zum Abend, hierauf wurde es Zeit, die von den Frauen besteckten Angeln auszulegen, um sie nach wenigen Stunden Schlafes wieder einzuholen. Auch diese Gemeinsamkeit des Tuns, die sich sogar auf das Treiben der Frauen erstreckte, entsprang nicht bewusster oder gar ausgesprochener Absicht; es kam Gey hart an, sich die Nacht so böse zerreißen und kürzen zu lassen, aber er wußte, daß der jüngere Gefährte bei dem geringsten Wort seinerseits auch das andere Teil der Arbeit noch auf sich genommen haben würde, darum schwieg er. Am zweiten Tage boten sich die Frauen, die alte und die junge, zur Hilfe beim Fischen an, damit jeweils einer der Männer sich von der härteren Tagesarbeit ausruhen könne; aber hier war Bernhard Gey der erste, der nein sagte. Es entging ihm nicht, daß Oswald Perbandt seine Frau Anna hierbei wie auch sonst oftmals fragend und mitleidig anstarrte, als wisse er etwas von ihrem geheimen Kummer. Aber als er später fragte: „Was kränkt dich an meiner Frau, Oswald, daß du sie so ansiehst?“ da antwortete Perbandt: „Soll ich sie nicht ansehen? Wenn ich dergleichen eine hätte, die nähme ich auf meine Arme, sieh her, Bernhard, so ... und trüge sie rund ums Haus herum. Immer auf meinen Armen, du, immer rundherum.“

Gey schwieg und dachte: Jetzt will ich ihm alles erzählen. Aber er sagte dann nur: „Du wirst auch so eine haben. Eine bessere sogar.“

Am gleichen Abend noch, als sie mit allen Vorarbeiten am Hause so weit fertig waren, daß der Maurer kommen konnte, sagte Perbandt, als knüpfe er an Gey's Worte an: „Du hast nach meiner Braut gefragt. Komm mit, ich will sie dir zeigen. Und ich will dir noch anderes zeigen in Lissau, so wie du mir Haffkrug gewiesen hast.“

Da führte er Bernhard Gey durch die Häuser von Lissau, wie man einen Menschen durch Ställe führt. Und da sahen sie Not und Jammer, Jammer und Not. Die meisten Familien hatten nur eine einzige Stube, darin wohnten Großeltern, Eltern und Kinder beieinander. Perbandt sagte: „Die Kinder sehen alles, was die Großen tun. Wie ein Mensch gezeugt und geboren wird, das sehen sie. Und auch, wie er siecht und stirbt.“

Sie kamen zu den Zerulls. Da waren vier Mädchen, die ihnen mit merkwürdig verrenkten Gesichtern und Hälsen gleichgültig entgegenglohten. „Vier Mädchen“, sagte Oswald. „Die Eltern haben ihr Land und ihr Boot versoffen.“

Sie kamen zu den Balduhns. Die Jungen, Mann und Frau, waren nicht

zu Hause. Aus einem hinteren Kämmerchen kam eine dürre alte Frau hervor und rief weinerlich: „Kommt endlich jemand, o Gott, kommt endlich jemand!“ Ein alter Mann mit ehrwürdig weißem Bart und Haar drängte die Frau beiseite und näherte sich den Besuchern, er war noch kräftig und hatte ein rotes rundes Gesicht. Als Oswald ihn nach seinem Sohn fragte, lachte er fischelnd auf und schüttelte den Kopf, daß seine fleischigen Backen zitterten. Oswald wandte sich ohne ein Wort ab, und draußen sagte er: „Hast du ihn dir angesehen? Er ist siebzig, aber er warf mit der Art nach seiner Alten, weil sie ihm nicht mehr zu Willen sein wollte. Hierauf hat er's bei der Schwiegertochter versucht, sein Sohn hat ihn fast totgeschlagen.“

Sie kamen zu den Freudenreichs, da hockte ein Kranz schöner gesunder Kinder um das Bett der Mutter. Auch Erich Freudenreich saß bei seiner kranken Frau, er flichte an einem Garn, und sein alter Vater, ein Mann mit edlem Gesicht und klaren reinen Augen, besteckte die Angeln mit Würmern; ein bitterer, fauler Geruch von Armut und Krankheit ließ den Atem stoßen. Die Kranke lächelte nicht mehr, als Oswald zu ihr trat. Nur als eins ihrer Kinder, ein schöner Knabe, sich aus dem Kranz der andern zu ihr aufhob und bat: „Mutterke, sing mi wat, stoah op, Mutterke!“ da wandte sie ihr Gesicht her und streichelte das Kind.

Nach dem Gruß der Männer nahm Erich Freudenreich die Pfeife aus dem Munde, sah mit großem ernsten Blick auf und sagte: „Es kann jetzt jeden Tag und jede Stunde sein, Oswald. Der Krebs hat sich bis ans Herz hochgefressen.“ — Der uralte Mann sah nur einmal von seiner Arbeit auf, als sie ihm beim Hinausgehen die Hand reichten; sein Gesicht war ruhig und friedlich, er sagte mit klarer dünner Stimme: „Dank, Dank. Dank euch, Männer.“

So gingen sie aus einem Haus ins andere, und wo sie nicht Krankheit sahen, da sahen sie Zwietracht; wo sie nicht Zwietracht sahen, sahen sie Angst und Mißmut; wo sie nicht Angst und Mißmut sahen, sahen sie Unzucht und Unordnung. Endlich aber kamen sie zu den Zochs, und Oswald sagte: „Hier wohnt die, die ich heiraten will. Aber sie will mich nicht.“

Sie traten ein, eine Frau von noch nicht vierzig Jahren öffnete ihnen, und hinter ihr drängte sich gleich ein Rudel kleiner Kinder, die sich um den Platz am Rock der Mutter stritten und stießen. Ein schüchternes, beschämtes Lächeln ging über der Frau hübsches, aber tödlich müdes und krankhaft gedunsenes Gesicht, in dem die Augen so ausgelaugt waren, daß sie wie mit wässriger Milch angefüllt schienen. — „Mine ist nicht zu Hause“, sagte sie gleich und biß sich schuldbewußt auf die Lippen. „Sie ist draußen.“

„Mit wem?“ fragte Oswald. „Mit dem Vater?“

Die Frau antwortete leise: „Nein. Ich weiß nicht. Mit Szameit vielleicht. Ich weiß nicht . . .“

Da senkte Oswald tief den Kopf, wandte sich ab und ließ die Frau mit Gey stehen. Alwine Zoch sah den großen fremden Mann mit einem verzerrten Lächeln an, ihre milchigen ausgelaugten Augen füllten sich stärker mit Wasser, da sah sie aus wie eine arme Blinde. Aber schon krochen die kleinen Kinder wütender

zu ihr heran und zerrten an ihr, drehten sie an den Hüften wild in die Stube zurück, daß sie sich ihrem Plärren und Betteln zuwenden mußte.

Oswald sah dem Gefährten mit einem Blick voller Trauer und Scham entgegen, und wieder fühlte Gey: Jetzt muß ich es ihm sagen, alles, mehr als denen auf dem Schloß. Er ist der erste, der es wissen muß. Doch da riß ihn Oswald aus seinen Gedanken, er sprach viel heute abend: „Die Mutter ist sechs- unddreißig“, sagte er, „sie hat zehn hungrige Kinder. Zuletzt hat sie nicht mehr gebären wollen, davon hat sie sich krank gemacht. Mine ist die älteste, sie ist achtzehn und hat auch schon ein Kind. Willst du es sehen?“

„Wenn es dein Kind ist?“ sagte Gey.

„Es ist nicht mein Kind“, antwortete Perbandt ohne Bitterkeit. „Aber wenn Mine meine Frau wird, dann ist es mein Kind. Sie hat es von Szameit.“

„Wer ist Szameit?“

„Frag mich nicht, wer Szameit ist“, antwortete er. „Sie muß los von ihm, er wird sie quälen wie seine Mutter und seine Schwestern und seinen Jungen. Und sie wird ihm unter den Händen verrecken, wie seine erste Frau verreckt ist.“

Das war alles, was sie über Szameit sprachen. Bei Sonnenuntergang aber, als sie die Angeln schon im Boot hatten und im Begriff waren, auszufahren, zog Oswald noch einmal die Ruder zu sich und sagte: „Es muß wohl sein, weil sie kein Land haben. Glaubst du nicht auch, Bernhard?“

Gey sah von den Angelschnüren auf und antwortete: „Das Land ist viel, Oswald, aber es ist nicht alles. — Drüben in Haffkrug haben sie Land die Fülle, aber sie haben darum doch keinen Frieden und keine Freude. Und am Kurischen Haff oben, auf der Mehrung, da fressen sie Fische und Sand, schlimmer als hier in Lissau, aber sie leben einträchtig und haben, was das Herz froh macht. Nein, nein, Oswald, das Land ist viel. Aber es ist nicht alles. Hier könnte es ganz anders mit euch stehen. Hier sind Fische und Kartoffeln und Kinder und viele gesunde Hände sind hier.“

Perbandt hatte die ersten Ruderschläge getan, nach einer Zeit hielt er inne und fragte: „Aber was ist es dann, Bernhard? Wenn es nicht das Land ist, was uns fehlt, was ist es dann?“

„Uns fehlt allen das gleiche“, antwortete Gey.

Er richtete sich hoch auf und sah Oswald mit einem durchbringenden, forschenden Blick an. Dann griff er sich plötzlich mit der Rechten in den Bart und wandte den Blick ins Weite fort. Und nachdem er hierauf noch eine Weile geschwiegen und den Kopf wie lauschend geneigt hatte, begann er dem neuen Freunde zu erzählen, wie er von Gott bei Namen gerufen worden sei. Er berichtete von allem, was ihm geschehen war, früher und jetzt, aber seine Stimme war dabei ruhiger und freier als vordem auf dem Schloß, denn hier war die Frage getan, die sein Wort befreite.

Während sie sprachen, war die Sonne untergegangen.

Das Boot wiegte sich mit den feinen Ruderwellen sanfte über dem zarthellen Haff; die Ränder des Ufers schwankten leise, ja die ganze dunkle Erde hing wie eine Wiege am tiefblauen, samtzarten Nachthimmel, sie wiegte sich sanft zu den

runden, dunklen Flötenlauten der Sprosser. Das Ried stand lange Zeit selig still am Ufer, plötzlich aber brüllte die Moorkuh dumpf und schrecklich auf im Schilf, oder die Himmelsziege meckerte, da rauschten die hohen Gräser alle miteinander seufzend auf und erbebten lange; am Horizont kamen die ersten Sterne hoch, noch jung und blaß, als würden sie soeben erst geboren. Und indem die Männer nun tiefer ins weiße Wasser hineinruderten und Gey dem aufstaunenden Gefährten eindringlicher schilderte, was an ihm geschehen sei, da war es, als gingen sie beide immer weiter von der Erde fort, entschwebten wie Überirdische in den hohen, ewigen Himmel. Die Erde aber, wie sie jetzt, an unsichtbaren Bändern sanft festgehalten, stärker hin und her schwang unter dem herrlichen Firmament, die Erde erschauerte stärker unter der Betörung der tausend Sternengestalten, die sich ihrem jungfräulichen Traum immer näher und stürmischer darboten, je tiefer die Nacht sank: Flammender Drache, gewaltiger Bär, edler Schwan, starker Stier und mutiger Schütze.

Und danach, da nun Oswald Perbandt alles wie ein Verdurstender in sich aufgenommen hatte, schwiegen die Männer und ruderten auch nicht mehr, weil sie inzwischen an der Stelle angelangt waren, wo sie die Angeln auszulegen pflegten. Von den eingezogenen Rudern tropfte das Wasser, ein paar Enten fuhren quäkend auf, und Oswald sagte staunend: „Wenn das wahr ist, Bernhard. Wenn das wahr ist!“

„Es ist wahr“, antwortete Gey. „Jedes Wort, das ich zu dir gesprochen habe, ist wahr. Du bist der erste, zu dem ich gesandt bin. — Wenn ich auch da oben schon alles gesagt habe, das war nichts. Das war gegen den Gehorsam. Und die haben mich auch nicht gehört.“

Beide sahen sie vom weißen Wasser nach der schwarzen Erde hin wie nach einem fremden Stern, und Perbandt sagte zum drittenmal, nun aber in ganz freudigem, begreifendem Tone: „Wenn das wahr ist, Bernhard!“

Gey senkte den ersten Stab in den Grund hinab, danach ließ er langsam, während der Gefährte wieder zu rudern begann, die Angelleine ablaufen.

Aber mitten in der Arbeit hielt Perbandt noch einmal ein und fragte: „Glaubst du, daß Gott selbst es gewesen ist, derselbe, der Himmel und Erde erschaffen hat? Hat der dich gerufen?“

„Es war Gott der Sohn“, antwortete Gey. „Aber der Vater und der Geist waren bei ihm.“

„Hat er dir seinen Namen genannt? Wie war seine Stimme?“

„Er hat mir mit lauter Stimme klar und deutlich seinen Namen genannt“, sagte Gey.

Oswalds Lippen lösten sich voneinander, als wolle er lachen, er, den man nie fröhlich gesehen! — „Wenn du nicht betrunken warst, dann ist es ein Wunder, ein großes Wunder“, erklärte er.

„Ich war seit Jahren nicht mehr betrunken“, verwahrte sich Gey. „Gott hat mit seinem Wort Himmel und Erde erschaffen, soll er nicht Gewalt haben, mit einem Menschen zu reden? Glaubst du, daß ich dich anlüge?“

„Nein, nein, nein“, sagte Perbandt mit fester Stimme. „Nur — ich habe

Gott noch nie gehört. Meine Mutter betet zur Nacht und liest sonntags in der Schrift, ich auch manchmal. Aber richtig gehört, die Stimme — — so wie du — — Bernhard — —!“

Er starrte lange nachdenklich auf Gey und begann dann plötzlich wieder zu rudern, als sei er froh, sich regen zu dürfen. Nach einer Zeit aber schüttelte er heftig den Kopf, wie er immer tat, wenn er um Worte rang, und erzählte: „Hier vor drei Jahren den einen Tag, am frühen Morgen, kam ich von den Angeln zurück und dachte an dies und an das, auch daran, wie der Herrgott einst die Welt erschaffen hat aus dem Wasser. Und da auf einmal sieht er selbst vor mir im Boot, an deinem Ende da, ein Mann groß und stark, mit deinen Schultern und deinem Gesicht. Ja. Aber er sah nur immer ins Wasser hinunter und dachte nach und sprach zu sich selbst. Ich dachte, du mußt ihn anrufen und ihm die Not der Fischer klagen, aber er hörte mich nicht, soviel ich auch rief, und anrühren wollte ich ihn nicht. Er sah und sah nur ins Tiefe, so wie du jetzt, ich dachte, vielleicht will er die Welt von vorne anfangen oder was weiß ich, noch einmal das Feste vom Wasser trennen. — Ob es wirklich Gott war, Bernhard, der dich gerufen hat, derselbe einige Gott vom Anfang, der dreieinige? Denn zu mir war er stumm.“

„Es gibt nur den einen einzigen Gott, der von Anfang war“, antwortete Gey feierlich. „Er hat Himmel und Erde und die ganze Kreatur gemacht, Land und Menschen und Fische und Frauen und Kinder, alles. Er lebt heute noch so wie am Anfang, du hast ihn selbst gesehen. Er kennt dich und mich, und wenn er auch nur zu mir gesprochen hat und zu dir nicht, er kennt dich ganz genau und er hat mich mit seinem Wort zu dir geschickt. Dies ist die reine Wahrheit. — Aber du mußt nicht so schnell rudern, Oswald, du zerreißt die Leine.“

Da stieß Oswald Perbandt einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Das, das wollte ich nur wissen. Schon lange, Bernhard.“ — Er senkte innehaltend tief den Kopf, ein Schauer ging durch seine Schultern, als Gey mit seiner tiefen, dumpfen Stimme wiederholte: „Er lebt. Er vergift keinen. Verlaß dich auf mein Wort, Oswald. — Aber jetzt hast du wieder ganz mit Rudern aufgehört. Komm, mach voran!“

(Fortsetzung folgt).

Literarische Rundschau

Erzähltes

Gertrud Bäumer erweist in ihrem neuen Roman „Der Berg des Königs“ erneut ihre hohe Gabe, mit vornehm-sparsamen Mitteln ohne irgendwelche psychologischen Verzeichnungen oder Gefühlsverkrampfung in führenden Persönlichkeiten eine ganze Zeit in ihrer geschichtlichen Bedingtheit erstehen zu lassen (München, F. Bruckmann). So hat dieses Epos des langobardischen Volkes in ihrer Gestaltung den vollen doppelten Anspruch auf geschichtliche und dichterische Wirklichkeit. Der Größe und Wildheit der Germanenfürsten und ihrer Mannen sowie der königlichen Frauen wird sie ganz gerecht, und unwillkürlich taucht die Erinnerung an das Nibelungenlied auf. In einer zuchtvollen Sprache gibt sie Geschehnisse in grandioser Vision, so wie die Stunde, in der Alboin auf dem Alpengipfel, der ihn erstmalig den Blick ins Land Italia freigibt, die Erscheinung des Erzengels Michael durchlebt. Das ist die Art, wie man germanisches und deutsches Schicksal zum Besitz des Volkes machen kann. — Kraftvoll ist auch das Buch einer andern Frau, Gertrud de Le Fort, „Die Magdeburgische Hochzeit“ (Leipzig, Insel-Verlag), das die Freunde ihres Schaffens schon lange erwarteten. Auch sie weiß um den Symbolgehalt von Zeiten und Dingen, und so erleben wir in dem Schicksal einer magdeburgischen Jungfrau deutsches Schicksal überhaupt. Das schwere Geschehen wird schicksalhaft in beiden Lagern deutlich: in dem der zum Untergang, aber durch ihn wieder zum Aufbau bestimmten Stadt, und im Lager Tillys, der in feinsten psychologischer Deutung sich zu tragischer deutscher Größe erhebt. — Werner Deumelburg hat in seinem Bemühen, die deutsche Geschichte in großen Abschnitten schriftstellerisch zu gestalten, zwei neue starke Bände vollendet. Das deutsche Geschehen im Zeitalter der Reformation gestaltet sein Buch „Reich und Rom“, die Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen das Buch „Der König und die Kaiserin“, in dem er den Gegensatz und die innere Beziehung zwi-

schen Maria Theresia und Friedrich dem Großen deutet (Oldenburg, Gerhard Stalling. Beide je RM 7,60). Es bedarf schon einer starken und überzeugenden, ja überredenden Kraft, um im Bewußtsein des Lesers bekannte historische Zusammenhänge zurückzudrängen und ihn willig der Wertung des Gestalters folgen zu lassen, die er wählt, um die für ihn feststehende These voll glaubhaft zu machen. — Hans Friedrich Blunck erzählt in seinem neuen Buche „Volter von Plettenberg“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) den schweren, zuletzt doch siegreichen Kampf des großen Deutschordensmeisters in Livland gegen Ivan den Schrecklichen. Auch hier webt Sage und Legende hinein, die nach Symbolkraft streben, und so erleben wir auch hier ein deutsches Teilschicksal in seiner Sendung und seinem Kampfe. — Hugo Paul Uhlenbusch schreibt eine Teilgeschichte eines der stärksten und interessantesten Staatengebilde des Mittelalters in seinem Roman „Blutrotes Herz Burgund, Johann Ohnefurcht“ (Berlin, Verlagshaus Bong & Co.), in dem er Kindheit, Leben und Sterben des bedeutenden Sohnes von Karl dem Kühnen und der Herzogin Margareta, Johannis Sans-Peur gestaltet. Es ist ein eigenartiges Buch, das in eine hohe Sphäre strebt, das nach einem Thema probandum sich ausgerichtet und das in einem gesteigerten Stil geschrieben ist, der vielleicht zuerst das Mitgehen nicht ganz einfach macht. Immer Fortissimo spielen, ermüdet das Ohr, und gar zu leicht entsteht der Eindruck bei aller Anerkennung des großen Wurfes, daß dadurch nicht immer etwas Krampfhaftes vermieden wird. — Ein sehr reizvoller Versuch ist Konrad Haemmerlings Roman „Der Mann, der Shakespeare hieß“ (Berlin, Deutscher Verlag. RM 7,—), in dem er Shakespeare unter Gleichsetzung mancher Personen seiner Dramen mit dem Dichter selbst und anderer Personen aus seiner Umgebung mit seinen eigenen Worten fast selbst den Roman seines Lebens schreiben läßt: eines starken, oft wilden, stets hochgespannten Lebens. Die erzählende Kraft, die diesen

Roman trägt, ist stark und eigenartig genug, um hier auch dann zu folgen, wenn man manche Deutungen und Übertragungen als etwas willkürlich empfindet. — Otto Flakes neuer Roman „Personen und Persönchen“ (Berlin, S. Fischer. NM 5,80) spielt wiederum in seiner Heimatlandschaft Baden. Alle Vorzüge seiner Art leuchten hier in hellstem Glanze, wundervoll ist die Deutung des Genius der Landschaft. Große und kleine Schicksale von Menschen von Substanz (Personen) und solchen von bloßem Dasein (Persönchen) verwickeln, begegnen und lösen sich, nicht ohne daß erste und heitere Zusammenhänge sichtbar werden, aus denen die einen Folgerungen ziehen, die den anderen erspart bleiben. Es ist ein reiner künstlerischer Genuß, diesen Roman in seiner feinen Kultur, seiner überlegenen geistigen Haltung in glücklichster Verbindung mit gepflegter Sprache zu lesen und den gescheiten und geistvollen Bemerkungen über Leben und Menschen zu lauschen. — Auch Friedrich Bischoffs Roman „Der Wassermann“ (Berlin, Propyläen-Verlag. NM 5,50) ist ganz in der Landschaft verhaftet, die er deutet. Er spielt um 1900 im Dorfe Himmelsgrund des schlesischen Vorgebirgslandes. Hier ist die Natur von härterer Art als im Badenschen. Hier herrschen dämonische Gewalten, nicht nur in ihr, sondern auch in den Herzen der Menschen. Hier wird starkes Geschehen dichterisch gestaltet in dem Abwandern eines ganzen bedrohten Dorfes, dem Rettung aus der ewigen Hochwasserflut durch eine neue Talsperre werden soll. Die unheimlichen Kräfte der Landschaft treiben die Menschen zu wildem und bösem Handeln, aber triumphierend klingt über dem dunklen Chor die vox humana überwindender und versöhnender Liebe und der Kraft eines menschlich geraden Herzens. — Carl Haensel ist mit seinem neuen Werke „Der Bankherr und die Genien der Liebe“ (Berlin, S. Fischer. NM 6,—) ein voller Wurf geglückt. Der traurige Held dieses Romans ist der Gatte der Diotima, der Frankfurter Bankier Gontard. Haensel hat klug vermieden, einen Hölberlin-Roman zu schreiben, und doch beherrscht Hölberlin alles und alle durch seinen Genius, dessen dunkle Fittiche den Bankherrn für immer aus der fatten Bürgerlichkeit und der Sicherheit seiner Existenz treiben. Sein Frankfurt weiß

Haensel ebenso glaubhaft und lebendig zu gestalten wie Susette Gontards Vaterstadt Hamburg. Er muß schon gründlich Studien getrieben haben, die er aber sehr begabt zu einem nahtlosen Gewebe verarbeitet hat. Die Städte, die Fülle der Personen und die Zeit der Handlung ergeben ein buntes, mitreisendes Bild. Der volle Lorbeerkranz, den Wolfgang Gock Haensel reichete, paßt dieses Mal ganz auf das Haupt des vielgewandten Autors. — Eine ganze Epoche läßt Hans Brandenburg lebendig und überzeugend erstehen: die Zeit von 1875—1925, Blüte und Verfall des deutschen Bürgertums. Mit Recht nennt er seinen „Vater Mlendaahl“ den Roman einer Familie (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der Mittelpunkt des Geschehens und der auf- und absteigenden Lebensläufe bleibt der pater familias, in dem Brandenburg meisterhaft den Typus des deutschen Bürgers mit allen seinen guten, starken und seinen auch so unausstehlichen Eigenschaften auf feste und sichere Füße gestellt hat. Vater Mlendaahl, der alle Voraussetzungen mitbringt, eine unsterbliche Figur der deutschen Literatur zu werden, sucht sein Leben und das seiner Familie als liebender Tyrann zu lenken. Er ist tüchtig, inflexibel tüchtig, ist taktlos, laut und selbstgerecht — und zugleich von echt christlicher Demut mit einem reichen und weichen Herzen. Versöhnend ist, daß er bei allen Schwächen des Typus durchaus ein Original auf eigene Faust ist, dessen innerstes Wesen ein musikalisches ist. Dieser nach außen oft so lärmende und selbstsichere Mann ist im Grunde ein Hiob des Herzens, der leidet, weil er seine geliebten Angehörigen nicht in die Bahnen lenken kann, die einzig und allein ihm gangbar scheinen. Brandenburg erzählt breit und behaglich mit innerem Humor und scheut nicht die Einfügung vieler sehr persönlich anmutender Einzelheiten. Ihm ist — auch äußerlich in Umfang und Stil — hier ein vollgültiges Bild des Bürgertums im Rheinland und damit des deutschen Bürgertums überhaupt geglückt. — Ein seltsam erregendes Buch ist der Roman von Grigol Kobakidse „Die Hüter des Grals“ (Jena, Eugen Diederichs. NM 5,40). Denn auch in diesem Roman gibt er den Mythos seines Volkes, der Georgier. Der Roman spielt 1924, zwei Männer tragen ihn: ein alter weiser Fürst, Hüter der Tra-

dition und des großen Geheimnisses, und ein junger genialer Mensch, der aus den Händen des Alten die heilige Schale empfängt und sie mit seinem Tode rettet. Georgiens Leid und Größe ersteht aus der Geschichte und wird lebendige, anfeuernde Gegenwart und Zukunft. Erschütternd wird hier der Vernichtungskampf des Bolschewismus klar, trotz blutigen Geschehens nicht so sehr in der äußeren Form wie in dem wahrhaft Teufelischen der Zielsetzung des Kampfes. Der Bolschewismus will das heilige Geheimnis zerstören und damit das Gottesbewußtsein vernichten. Im Zeichen des Kreuzes erheben sich die reinen Kräfte echten Gefühls und echter Freiheit gegen das Gift, das mit Lüge und Niedrigkeit den seelischen Nährboden vernichten will, auf dem einzig wahres und gottgemäßes Leben gedeihen kann. — In einem breitschultrigen Roman hat Arnold Ullig das „Leben des Daniel Defoe“, des Schöpfers des Robinson, gestaltet (Breslau, W. G. Korn. NM 6,80). Es ist ein wildbewegtes Leben, das alle Höhen und Tiefen durchmaß, und alle beglaubigten Einzelheiten dieses Lebens sind zu einer vollendeten dichterischen Gestaltung gebiegen. Darüber hinaus ersteht auch hier das Zeitalter um die Wende des 18. Jahrhunderts, in der England von Kämpfen und Krämpfen geschüttelt wurde. Für den evangelischen Glauben trat Defoe an als Verschwörer, der die harte Strenge des Gesetzes zu spüren bekam; er war eine recht zwiespältige Persönlichkeit, von niemand geliebt, von allen gefürchtet, weil er seine gefährlichen Dienste gegen Geld verließ. Aber in seinem Wirken war etwas Genialisches, er war der erste große, aber auch skrupellose Journalist, trotzdem behielt nur sein Hauptwerk auf anderem Gebiet, der Robinson Crusoe, Dauer, den er schrieb aus der Not eines zerquälten Vaterherzens um den verlorenen Sohn. Dieser Roman zeigt Arnold Ullig auf einer bedeutenden Höhe seines Schaffens. — Ein starkes Zeugnis für den großen Reichtum des Menschen und Erzählers Joseph Conrad sind seine „Geschichten vom Hörensagen“, deren erste er 1884 schrieb, die letzten beiden 1917, während die zweite Geschichte aus dem Jahre 1911 stammt, also rund 33 Jahre seines Schaffens umfassend. Den Titel wählte der Herausgeber R. B. Cunningham Graham nach Conrads eigenem

Plan, er hatte ihn für einen Sammelband seiner Erzählungen vorgesehen. Die deutsche Übertragung ist von Richard Kraushaar und Hans Reisiger. Graham schrieb eine Einleitung, die tiefstes Verständnis für Conrads Art und Schaffen verrät (Berlin, S. Fischer). — Einen interessanten und geglückten Versuch macht der Sammelband „Das Buch der Erzählungen“ (ebenda). Hier sind einige 50 Erzählungen der Autoren des Verlages S. Fischer vereinigt, beginnend mit den Autoren der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts bis in unsere Tage, und so kann man die Arbeit des Verlages in dieser gewichtigen Sammlung noch einmal nachprüfen. Ibsen, Björnson, Dehmel, Hartleben, Keyserling, Geijerstam, Conrad, Friedrich Huch und Gerhart Hauptmann vertreten die ältere Generation, denen sich die heute zwischen 50 und 60 Jahren Stehenden anschließen: Kellermann, Hesse, Loeke, Madelung, Flake, Jaques, Jensen. Ihnen folgt dann die Generation der Jüngeren, wie Billinger, Giono, Eisef, Lernet-Holenia, Penzoldt, Haensel, Suhrkamp und andere. Vorbehaltlos ist zuzugeben, daß hier eine Reihe wirklich guter Erzählungen vereinigt ist, die im deutschen Schrifttum der Vergangenheit wie der Gegenwart ihr volles Gewicht behalten. Eine interessante Probe, was und warum es die einzig entscheidende Probe, die Zeit, besteht. — Die vereinigten Erzählungen „Schlesischer Totentanz“ von August Scholtis (Leipzig, Schwarzhäupter-Verlag, 7 Zeichnungen von R. J. Blich) zeigen die dämonischen Kräfte, die den so eigenartig und so stark begabten Dichter treiben, emporheben und quälen. Es ist etwas Einzigartiges in diesen Geschichten, in denen Scholtis seinen engeren Landesleuten aus dem sonderbaren Winkel, in dem Staaten und Völker sich mischen, ein Denkmal setzt und einen Spiegel vorhält. Scholtis vermag allen denen, in deren Hand das Schicksal solcher Mißgebiete gelegt ist, mehr Kenntnisse zum richtigen Verhalten zu vermitteln als so mancher Historiker, Politiker und Volkskundler. Man soll seine Lehren in der bizarren Form seines Schaffens willig annehmen. — Ein Buch der Erinnerung und Besinnung ist Karl Benno von Meckows „Leben und Zeit“ (Freiburg, Herder. NM 3,80). Diese Wanderung durch Land und Seele Oberösterreichs gehört

zu dem Feinsten, was Mechow geschrieben hat. Die Schilderung seiner Wanderung auf den Spuren Stifters, die mit dem gleichen feinen Pinsel malt wie Stifter selbst, erhebt sich in der Deutung von Stifters Sendung, von Anton Bruckners Schaffen, vom Genius der Landschaft und vom Schutzpatron Oberösterreichs, St. Florian, auf eine Höhe von Symbolkraft. Mechow sind die dunklen Kräfte nicht fremd und fern, die auch geordnetes und reiches Menschentum in den Abgrund zu drängen sich bemühen, aber er weiß ebenso um die letzten irrationalen Dinge, an denen der Dienst abelt und stärkt. — Der Däne Jürgen Jürgensen hat so viele Proben seiner außerordentlichen Gestaltungskraft gegeben, in denen er die äußeren und inneren Erlebnisse seiner Militärzeit im belgischen Kongo verdichtete, daß man mit großer Erwartung und Spannung zu jedem neuen Bande von ihm greift. Die Sammlung afrikanische Erzählungen „Weiße Männer und schwarze Leute“ (Potsdam, Rütten & Loening) bestätigt in der deutschen Übertragung von W. A. Schmitz in jeder Zeile das reife Können von Jürgensen. Diese Erzählungen von dem Selbstbehauptungskampf der Weißen gegen die aufständischen Farbigen, von dem Kampf mit den Gewalten des Urwalds und aufbauender Pionierarbeit zeigen ein Wissen um die Gefahren für weiße Menschen in den Tropen, wie es in der gleichen Vollenbung nur bei Jack London und Joseph Conrad zu finden ist. — Gustav Beutler zeigt uns in seinem „Johann Lamerenz“ (Salzburg, Anton Pustet) das Werden, den harten Kampf und das endliche Gelingen des Strebens und Ringens eines aufrechten und tapferen einfachen Menschen. Er versucht den bäuerlichen Besitz seiner Familie zu retten, unterliegt aber im Kampfe und geht in die Fremde. Hier gewinnt er die Liebe der Erbtöchter eines großen Bauernhofes, um den eine Sippe von engem und kleinem Stolz sich drängt. Der Vater weist ihn schmachvoll aus dem Hause und wirft die Tochter, die nicht von dem Geliebten läßt, als Bettelmitgift das Recht auf einen seiner Ansicht nach unfruchtbaren Berg nach. Und nun erwächst in Johann Lamerenz, getragen von der Liebe der tapferen Frau, eine Kraft, die das Wunder bewirkt, den Berg zur Grundlage nicht nur einer sicheren, sondern einer reichen Existenz

zu machen. Die innere Läuterung des trostigen Mannes erspart dann seiner Tochter das harte Schicksal, das ihre Mutter und er zu erleiden hatten, in versöhnendem und liebendem Verständnis. — Ein Buch voll echtem und starkem Leben ist der Roman von Wilhelm Legas „Dorfstraße“ (Leipzig, D. Jantke. RM. 5,50), in dem Legas eine Fülle von klar und scharf profilierten Menschen des einfachen Lebens hinstellt. Schloß und Dorf in ihren vielfältigen Beziehungen und Gegensätzen, fattes Kleinbürgertum, jähzornige Bauern, verroffenes Zigeunertum; das alles wirbelt durcheinander, zieht sich an, stößt sich ab, raust miteinander, gerät in Gefühlsverstrickung und Sünde und ist im kleinen Ausschnitt ein Bild des großen Lebens, von Menschenglück und Menschenleid, von Narrheit und gezügeltem Leben. Die Bemeisterung dieser Fülle von Gestalten und der im Wissen um Menschenart begründete Humor erheben das Buch in einen guten Rang. — Erne in seinem Roman „Magdalene“ hat Ernest Péronchon sein tiefes Wissen um das wahre Wesen des Bauern gezeigt; aus der gleichen seelischen Atmosphäre wächst sein neuer Roman „Das letzte Gebot“ (Braunschweig, Vieweg. Deutsche Übertragung von Helmut Voßmann). Er spielt im letzten Jahr des Weltkrieges und zeigt französische Bauern in ihrem Kampfe um Land, das einzige Gut, das sie anerkennen, und um das sie Schuld und Sünde ruhig auf sich nehmen in der Sicherheit, daß im Lande und der Arbeit an ihm der einzige Gewinn ihres Lebens liegt, und daß das Land, dem zuliebe man schuldig wird, durch Dienst an ihm auch entschuldigt. Der alte Mazureau und sein Enkel Bernard sind bäuerliche Gestalten wie mit dem Beil gehauen, und ohne Sentiments erreichen sie ihr Ziel, wie Péronchon ihr Schicksal und ihr Streben ohne Sentimentalität in einfachen großen Linien erzählt. Hier ist ein Buch von starkem menschlichen und dichterischen Gehalt. — Das gilt auch für Charles Sylvestres Roman „Franz und Isabelle“ (Leipzig, J. Hegner. Deutsche Übertragung von Helmut Voßmann), dessen Roman „Das unerlösbare Herz“ in Deutschland viel Anklang fand. Hier wird — gleichfalls ganz unsentimental — von einer Liebe erzählt, die alle engen bäuerlichen Vorurteile und Irrwege des eigenen

Herzens überwindet mit einer Kraft und verhaltenen Innigkeit, die in ihrer Phrasenlosigkeit zu stärkster Wirkung kommen. — Der Roman von Reinhold Scharnke „Das hoffende Herz“ (Berlin, Aufwärts-

Verlag, RM 3,80) ist nicht mehr und nicht weniger als eine brauchbare Vorlage für einen Film alter Ordnung und will auch wohl nicht mehr sein.

Rudolf Pechel.

Beilagen-Sinweis

(Außer Verantwortung d. Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatszeitschrift sind folgende Prospekte beigegeben, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Atlantis-Verlag, Berlin-Grunewald, Lepziger Str. 25, betr. „Bücher aus dem Atlantis-Verlag“.

Essener Verlagsanstalt, Essen, Herkulesstraße 1, betr. „Lesen!“.

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36, betr. Neuerscheinungen Herbst 1938.

Eugen Diederichs Verlag, Jena, Carl-Heiß-Platz 5, betr. „Die Bücher des Jahres 1938“.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

Insel-Verlag, Leipzig C 1, Kurze Str. 7, betr. „Das gute billige Buch“.

Philipp Reclam jun., Leipzig C 1, Inselstr. 22/24, betr. „England in der Entscheidung“ (Ziegfeld) und „Die Chamberlains“ (Petrie).

E. S. Bed'sche Verlagsbuchhandlung, München 23, Wilhelmstr. 9, betr. „Neuerscheinungen des Jahres 1938“.



Berichtigung

Im Oktoberheft auf Seite 42, Zeile 9 von oben muß es in dem Aufsatz von Max von Millenkovich-Morold „Ein Burgtheater-Jubiläum“ heißen: „das bisher verpachtete [statt verachtete] ehemalige Ballhaus.“ Die Bildvorlagen stammen aus der Sammlung des Hofrats Constantin Danhelovsky, Wien.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Karl Pagel, Berlin — Sir Charles Petrie, London — Franz Zeise, Berlin — Direktor Theodor Bäuerle, Stuttgart — Regierungspräsident a. D. Dr. Ferdinand Friedensburg, Berlin-Wannsee — Robert Henseling, Berlin-Frohnau — Dr. Willy Kramp, Caporn/Ostpr.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald. Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maas, Leipzig • N. II. B. 1938: 3762 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

Neuerscheinung

HANS KERN

Geheimnis und Ahnung

*Die deutsche Romantik in
Dokumenten*

288 Seiten, 8 Bildtafeln

Ganzleinen 6.80 RM. Kartonierte 5.80 RM.

Durch diese Auswahl wesentlicher Selbstzeugnisse wird die deutsche Romantik als Ganzes für weite Kreise fruchtbar gemacht — sie läßt diese Bewegung zugleich als das erkennen, was sie ihrem Wesen nach war: eine Strömung aus den Seelentiefen unseres Volkstums. Bei der entscheidenden Bedeutung, die die romantische Kulturbewegung nicht nur für die Geschichte, sondern vor allem auch für die Gegenwart unseres Volkes besitzt, war ein solcher Band geradezu eine Notwendigkeit. Sind doch die wenigsten in der Lage, das überreiche romantische Schrifttum selbst kennenzulernen. Hier nun liegt eine Zusammenstellung vor, in der alle Hauptmotive des romantischen Dichtens und Denkens anklingen, eine Auswahl des wesentlichsten Erlebnis- und Gedankengutes aus dem literarischen, philosophischen, mythologischen, seelenkundlichen, kunstwissenschaftlichen, staatsrechtlichen und medizinischen Schrifttum. Die führenden Geister jener Epoche kommen in besonders charakteristischen Arbeiten — und größtenteils in geschlossenen Abschnitten — zu Worte. Damit bringt der Band dem deutschen Volke das lebendige Vermächtnis der deutschen Romantik.

WIDUKIND-VERLAG

Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde

Neue Bücher

aus dem Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Nikolas Benckiser

Das dritte Rom

Vom Kirchenstaat zum Kaiserreich

210 Seiten mit 32 Bildern und Karten. RM. 5.40

Variationen über Baden-Baden

Herausgegeben von Herbert Duckstein

191 Seiten. 16 Bilder. RM. 2.80

Max Niehaus

Sardinien

Eine Reise

184 Seiten Text. 32 Bildseiten u. 1 Karte. RM. 5.40

Alphons Nobel

Königin Hortense

Die Erbin Napoleons

256 Seiten. 16 Bilder. RM. 5.40

Alfons Paquet

Amerika unter dem Regenbogen

Farben, Konturen, Perspektiven

350 Seiten. RM. 5.40

Eckart Peterich

Kleine Mythologie

Die Götter und Helden der Germanen

8 Bilder. 170 Seiten. RM. 2.80

Irene Seligo

Zwischen Traum und Tat

Englische Profile

450 Seiten. 12 Bildseiten. RM. 7.50

Friedrich Sieburg

Afrikanischer Frühling

Eine Reise

450 Seiten mit 48 Bildseiten u. 1 Karte. RM. 7.50

Egon Vietta

Der Tanz

Eine kleine Metaphysik

216 Seiten. Viele Zeichnungen. RM. 4.80

Melchior Vischer

Münnich

Feldherr, Ingenieur, Hochverräter

576 Seiten mit 12 Bildseiten. Ganzl. RM. 12.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

HANS GRIMM

Wie ich den Engländer sehe

Englische Rede. Deutscher und englischer Wortlaut

Mit einem Nachwort in beiden Sprachen. 55 Seiten. Preis kartoniert 1. — M.

Hans Grimm hat sich von jeher als politischer Dichter bekannt und in günstigen Gestaltungen bezeugt. In seiner neuen Schrift, der Wiedergabe eines jüngst in England vor Engländern gehaltenen Vortrages, erhebt er den Ruf an „die Art“ im englischen und deutschen Menschen. Er sucht beim Briten zu dem Verständnis für die deutsche Wirklichkeit ein Sehen und Besehen des eigenen Anteils an den uns „Nordmännern“ gemeinsamen Aufgaben der Zukunft. Es geht ihm um die Verantwortung der germanisch bestimmten Völker für das Schicksal unserer Welt. In einem Nachwort setzt sich der Dichter mit der Aufnahme auseinander, die sein Vortrag im englischen Bereich gefunden hat. — Aus Einsicht in englisches Wesen und englische Seele spricht Hans Grimm zu einer Frage, die in ihrer politischen und überpolitischen Bedeutung alle angeht.

C. BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH

Ein Monumentalwerk der deutschen Volkskunde

Der deutsche Volkscharakter

Eine Wesenskunde deutscher Volksstämme und Volkschläge

Herausgegeben von Martin Wähler. 559 Seiten, geh. 15.—, in Leinen 18.50

Eine erste Wesenskunde deutscher Volksstämme und Volkschläge in der Welt, die alle bisherigen Einzelforschungen zu einem Gesamtbild deutschen Volkscharakters ordnet. Sechshunddreißig Fachkenner haben durch die Erfassung des Wesens der Landschaft und deren Formkräfte auf Menschen, Sitten und Gebräuche, ebenso durch die Einbeziehung der Großstädte — Berlin, Hamburg, München, Wien — und der Auslandsdeutschen in aller Welt nicht nur eine vollständige Gesamtschau des deutschen Volkes gegeben, sondern eine Fülle neuer Aufgaben für die Volkskunde gestellt und gelöst.

Eugen Diederichs Verlag Jena

Die neuen großen Romane

JOSEF PONTEN

Die Heiligen der letzten Tage

4. Band von „Volk auf dem Wege. Roman der deutschen Unruhe“. In Leinen ca. M 6.50

Dieser neue, in sich selbständige Roman der Reihe „Volk auf dem Wege“ nimmt seinen Ausgang von dem „großen Tag von Aachen“ des Jahres 1818, auf dem Kaiser Alexander von Rußland ein besseres Europa zu errichten suchte. Ein von bewegenden Schicksalen erfülltes Stück der deutschen und überhaupt der Weltgeschichte steigt vor uns auf, vor allem der unglückselige Zug der „Heiligen“ nach Rußland, wo der enttäuschte Zar ein Gottesreich in Frieden und Arbeit durch deutsche Auswanderer errichten wollte.

INA SEIDEL

Lennacker

Das Buch einer Heimkehr. Roman. In Leinen M 8.50. Halbleider M 12. —

Lennacker ist einer von jenen jungen Deutschen, die 1914 achtzehnjährig in den Krieg zogen und die sich 1918 vor der Aufgabe sahen, nicht nur ihr eigenes Leben auf dem erschütterten und wankenden Boden der Heimat zu gründen und aufzubauen, sondern zugleich auch die Lösung für den Wiederaufbau des Vaterlandes zu finden. Heimgekehrt, kommt er zum erstenmal in Verührung mit der Herkunftswelt seiner Vorfahren, der er durch besondere Familienverhältnisse völlig entrückt gewesen ist. Während der zwölf heiligen Nächte erhält er im Traumerleben Kunde von entscheidenden Tagen aus dem Leben von zwölf seiner Vorfahren bis zurück in die Jahre der Reformation. Daraus entsteht der ebenso großartige wie ergreifende Roman eines alten Pfarrergeschlechtes, in dessen Erleben sich vier Jahrhunderte deutsch-protestantischen Schicksals spiegeln.

HANS BRANDENBURG

Vater Ollendahl

Roman einer Familie. In Leinen M 8.50

Dieses neue große Werk des Dichters umfaßt die Zeit zwischen 1875 und 1925, von der Reichsgründung bis in die Nachkriegsjahre und an die Schwelle der Gegenwart — kurz, die Zeit unserer eigenen Väter und Großväter. Das Buch ist wie ein moderner und deutscher Dickens, ein Werk des Humors, der breiten behaglichen Erzählungskunst, ein Familienroman voll Laune und Humor, eine unerföpflich Chronik des deutschen Hauses und des deutschen Bürgertums.

H. K. HOUSTON MEYER

Konrad Bäumlers weiter Weg

Ein Texas-Deutscher Roman. In Leinen M 8. —

Ein auslanddeutscher Roman von ungewöhnlicher Spannweite des stofflichen wie des geistigen Horizonts; dieses erste große Buch eines Texasdeutschen erzählt vom Leben eines Nürnberger Auswanderers, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Amerika geht. An seinem bewegten Schicksal verdeutlicht sich der ganze Fragenkomplex unserer Amerikaauswanderung in ihren tieferen volkspolitischen und psychologischen Zusammenhängen. Innerhalb dieses weiten politischen und historischen Rahmens zaubert der Erzähler eine bunte Fülle menschlich und völkisch schattierter Charaktere hervor, die man nicht wieder vergißt.

In allen Buchhandlungen erhältlich

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Neuerscheinungen 1938

Robert Henseling

Umstrittenes Weltbild

Astrologie? Weltelehre? Die Erde im Weltmittelpunkt? Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Ln. RM. 7.— / Unbehutsamer, aber überzeugender Form trennt der bekannte Sternenforscher Gebilde des Wahns von der Welt der Wirklichkeit.

Dr. med. G. Becher

Der neue Hausarzt

Ein Handbuch für gesunde und kranke Tage. Mit zahlreichen Abbildungen, Zeichnungen und 4 farbigen Tafeln. Leinen RM. 4.80 / Vorbeugen in gesunden, Heilen in kranken Tagen — so lautet die Losung dieses neuen Hausbuches eines praktischen Arztes, das in keinem verantwortungsbewußten Haushalt fehlen sollte.

Lob

der deutschen Landschaft

Schilderungen aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Dr. Hans Pflug. Mit 24 alten Stichen. Leinen RM. 8.—, Halbleder RM. 10.— / Deutsches Land ist hier geschildert, wie es sich in den Augen der feinsinnigsten Vertreter der letzten zwei Jahrhunderte gespiegelt hat.

A. Hillen Ziegfeld

England in der Entscheidung

Eine freimütige Deutung der englischen Wirklichkeit. Mit 30 Bildern u. 10 Karten. Ln. RM. 6.80 / Die europäische Inselmacht in der Wandlung — die deutsche Festlandsmacht in der Wandlung: eine gründliche und verantwortliche Auseinandersetzung.

Sir Charles Petrie

Die Chamberlains

Joseph, Austen und Neville Chamberlain. Mit einem ausführlichen Nachwort von Dr. Karl Slex. Kartoniert RM. 5.80, Leinen RM. 7.80 / Dieses hochaktuelle Werk des bedeutenden englischen Historikers behandelt die politische Mission der drei großen Chamberlains in der europäischen Politik der letzten 70 Jahre.

Louis Hamilton

So lernt man Englisch bei Reclam

Ein Führer zum Selbstunterricht und ein fröhlicher Leitfaden für die Schule. Mit 200 Abbildungen. Kart. RM. 5.—, Leinen RM. 6.50 / Ein Engländer lehrt Englisch. Ein ebenso gründlicher wie origineller Lehrgang des bekannten Berliner Lektors.

Für die Freunde des schön ausgestatteten Buches:

Kleine Illustrierte Reihe

Gottfried Keller: Sieben Legenden. Zeichnungen von Fritz Fischer. RM. 2.— / Gunnar Gunnarsson: Advent im Hochgebirge. Zeichn. von Wolfg. Felten. RM. 2.— / Martin Luserke: Krake kreuzt im Nordmeer. Logbuch 1937. Zeichn. von Willy Thomsen. RM. 2.50